



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postzuschlag 5 M. 75.
Verleger: Ernst Schöberl in Stuttgart.

Inhalt: „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung). — „Rat zum Beicht!“ Gedächtnis an Paul S. M. S. „Schlichter“ von Fortuna-Krone in Osnabrück. — „Der Rabott“ von R. Schneider, Marinepflanzler. — „Die Hungerkrieger“, Roman von Orestes Bianchi. — „Schiffbrüder“ (Fortsetzung). — „Hilber aus Deutsch-Neuguinea“, von Gustav Weinder. — Die Königl. Biologische Station auf

Helgoland, von Dr. Paul Hermann. — Der heimliche Freut von Graf Hellenbach. — Zu unsern Wäldern. — „Eich.“ — „Wald.“ — „Viretina.“ — „Frischlinge.“
Abbildungen: Die deutliche Aktion auf Haiti, nach Momentaufnahmen von R. Schneider, Marinepflanzler auf S. M. S. „Charlotte“. — „Garebato“, nach dem Gemälde von G. A. Garriba. — Die

Königl. Biologische Station auf Helgoland, nach Aufnahmen von Orestes Bianchi. — „Schlichter“ auf Helgoland. — „Hilber aus Deutsch-Neuguinea“, nach Aufnahmen von J. Schindler und M. J. Schindler in Saragura. — „Hilber aus Deutsch-Neuguinea“, nach Aufnahmen von J. Schindler und M. J. Schindler in Saragura. — „Hilber aus Deutsch-Neuguinea“, nach Aufnahmen von J. Schindler und M. J. Schindler in Saragura.

Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Lorenzen nickte. „Nun ja, das war klug gedacht. Und daß Nanien sich an die Sache ran machte, das respektier' ich, auch wenn schließlich nichts draus wurde. Bleibt immer noch ein Bravourstück. Genieß, da sieht nu so wer im Eise, sieht nichts, hört nichts, und wenn wer kommt, ist

„Da bin ich neugierig.“ lachte Dubelav. „Also wenn's sein kann: Name.“
„Name: Greeley, Lieutenant Greeley; Yankee pur sang. Und im übrigen auch einer aus der Nordpolfahrtgruppe.“
„Will also sagen: Nanien der Zweite.“
„Nein, nicht der Zweite. Was er that, war viele Jahre vor Nanien.“
„Und kam er höher hinauf? Ich meine, nach dem Pol. Oder waren seine Eisbärencontres von noch ernsthafterer Natur?“
„All das würde mir nicht viel bezaugen. Das herkömmlich Heldische fehlt in seiner Geschichte ganz. Was an seine Stelle tritt, ist ein andres, aber dies andre, das gerade macht es.“
„Und das war?“

„Nun denn, — ich erzähle nach dem Gedächtnis und in Nebenächlichem irr' ich vielleicht — es waren ihrer noch fünf, Greeley selbst und vier Mannschaften. Das Schiff hatten sie verlassen, und so zogen sie hin über Eis und Schnee. Sie wußten den Weg, soweit sich da von Weg sprechen läßt, und die Sorge war nur, ob das ditzigen Proviant, das sie mit sich führten, Schiffszwiebad und gefalzenes Fleisch, bis an die nächste menschenbewohnte Stelle reichen würde. Jedem war ein höchstes und doch zugleich auch allergeringstes Maß als tägliche Provision zubewilligt, und wenn man das einhielt und kein Zwischenfall kam, so mußte es reichen. Und einer, der noch am meisten bei Kräften war, schleppte den gefalzten

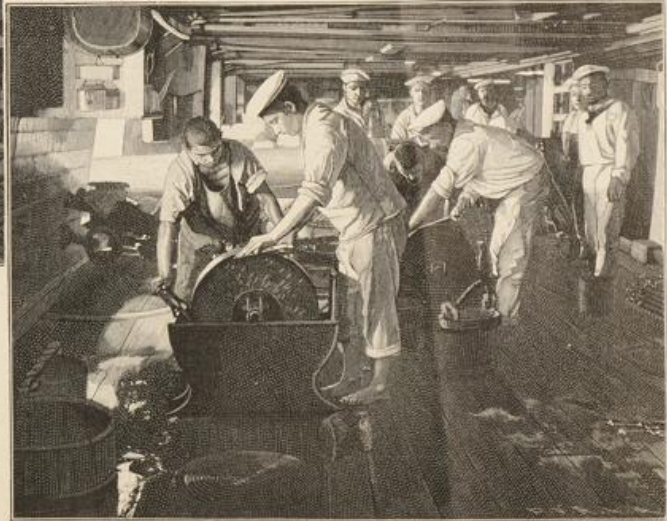


Der Beut mit der von Haiti geflochtenen Goldschmelzung von 20 000 Tausend Gold.

es ein Eisbär. Aber er freut sich doch, weil es wenigstens was Lebendiges ist. Ich darf sagen, ich hab' einen Sinn für dergleichen. Aber trotzdem, Lorenzen, die Garde bei St. Privat ist doch mehr.“

„Ich weiß nicht, Herr von Stechlin. Gutes Heldenhum, eines, das mich hinreichend soll, sieht immer im Dienst einer Eigenidee, eines allerpersönlichsten Entschlusses, auch wenn dieser Entschluß vielleicht schon das Verbrechen streift. Ja, mitunter dann erst recht. Nennen Sie den Cooperischen Spy? Da haben Sie den Spion als Helden. Mit andern Worten, das Gemeinste als Höchstes. Die Gesinnung entscheidet. Das steht mir fest. Aber es giebt der Beispiele noch andre, noch bessere!“

Die deutsche Aktion auf Haiti. Nach Momentaufnahmen von R. Schneider, Marinepflanzler auf S. M. S. „Charlotte“.



Schleifen der Seilzugmaschine zur Geschüttsberechtigung.

Proviant. Das ging so durch Tage. Da nahm Lieutenant Greeley wahr, daß der Proviant schneller hinnehmte als berechnet, und nahm auch wahr, daß der Proviantträger selbst, wenn er sich nicht beobachtet glaubte, heimlich von den Nationen nahm. Das war eine schreckliche Wahrnehmung. Denn ging es so fort, so waren sie samt und sonders verloren. Da nahm Greeley die drei andern beiseite und beriet mit ihnen. Eine Möglichkeit gewöhnlicher Bestrafung gab es nicht, und auf einen Kampf sich einzulassen, ging auch nicht. Sie hatten dazu die Kräfte nicht mehr. Und so schloß denn das Kriegsgericht damit, daß Greeley sagte: Wir müssen ihn hinterrücks erschließen. Und als sie, der so heimlich Verurtheilte die Tete nehmend, gleich danach wieder aufbrachen, trat Greeley von hintenher an ihn heran und schob ihn nieder. Und die That war nicht umsonst gethan; ihre Nationen reichten aus, und an dem Tage, wo sie den letzten Bissen verzehrten, kamen sie bis an eine Station.

„Und was wurde weiter?“

„Ich weiß nicht mehr, ob Greeley selbst als Ankläger gegen sich auftrat oder einer von den Dreien, die mit ihm waren; aber das weiß ich, daß es zu einer großen Verhandlung kam.“

„Und in dieser...“

„... In dieser ward' er freigesprochen und im Triumph nach Hause getragen.“

„Und Sie sind einverstanden damit?“

„Vollkommen. Und zugleich auch voll Bewunderung. Greeley, statt zu thun, was er that, hätte ja zu den Gefährten sagen können: Unser Exempel wird falsch, und wir gehen an des einen Schuld zu Grunde; idem mag ich ihn nicht, — sterben wir also alle. Für seine Person hätte er so sprechen und handeln können. Aber es handelte sich nicht bloß um seine Person; er hatte die Führer, die Befehlshaber und zugleich die Richter-Ansicht und hatte die Majorität von drei gegen die Minorität von einem zu schätzen. Was dieser eine gethan, an und für sich ein Nichts, war unter den Umständen, unter denen es geschah, ein schandwürdiges Verbrechen. Und so nahm er denn gegen die geschehene That die Gegenthat auf sich. In solchem Augenblick richtig fühlen und in der Ueberzeugung eines richtigen Fühlens fest und unbeter ein fürchtbares Etwas thun, ein Etwas, das, aus seinem Zusammenhange gerissen, allem göttlichen Gebot, allem Gesetz und aller Ehre widerspricht, das imponiert mir ganz ungeheuer und ist in meinen Augen der wirkliche, der wahre Mut. Schmach und Schimpf haben sich von jeher an alles Höchste geknüpft, im Leiden gewiß, aber oft auch in unterm Thun. Der Mut im Bataillon, in der Masse (bei allem Respekt davor), ist nur ein Herdenmut.“

Dubslav sah vor sich hin. Er war ungeschicklich in einem Schwanzzustand, ob er zustimmen oder ablehnen sollte. Dann aber nahm er die Hand Lorenzens und sagte: „Sie sollen recht haben.“

XXXIX.

Dubslav hatte nach Lorenzens Besuch eine gute Nacht. Wenn man mal so was andres hört, wird einem gleich besser. Aber auch der Kaffepfötchen-tee fuhr fort, seine Wirkung zu thun, und was dem Kranken am meisten half, war, daß er die grünen Tropfen fortließ.

„Hör, Engelle, am Ende wird es noch mal was. Wie gefallen dir meine Beine? Wenn ich drüde, keine Stute mehr.“

„Gewiß, gnäd'ger Herr, es wird nu wieder, nu das macht alles der Tee. Ja, die Fußchen versteht es, das hab' ich immer gesagt. Und gestern abend, als Lorenzen hier war, war auch lütt Agnes hier nu hat unten in der Küche gefragt, wie's denn eigentlich mit dem gnädigen Herrn stinnu? Und die Ramfell hat ihr gesagt, es stünde gut.“

„Na, das is recht, daß die Alte, wie 'n richtiger Doktor, sich um einen kummert und von allem wissen will. Und daß sie nicht selber kommt, ist noch besser. So 'n bißchen schlecht Gewissen hat sie doch woll. Ich glaube, daß sie viel auf 'n Sterbholz hat, und daß die Karline so is, wie sie is, daran is doch auch bloß die Alte schuld. Und das stind wird am Ende auch noch so; sie dreht sich schon wie 'ne Puppe, und dazu das lange blonde Foddelhaar. Ich muß dabei immer an Vellchen denken, — weißt du noch, als die gnäd'ge Frau noch lebte. Vellchen

hatte auch solche Haare. Und war auch der Liebling. Solche sind immer Liebling. Strippentapfel, hör' ich, soll sie auch in der Schule verwohnen. Wenn die andern ihr noch anlocken, dann schiebt sie schon los. Es ist ein kluges Ding.“

Engelle beständige, was Dubslav sagte, und ging dann nach unten, um dem gnäd'gen Herrn sein zweites Frühstück zu holen: ein weiches Ei und eine Tasse Fleischbrühe. Als er aber aus dem Gartenzimmer auf den großen Hausflur hinaus trat, sah er, daß ein Wagen vorgefahren war, und statt in die Küche zu gehen, ging er doch lieber gleich zu seinem Herrn zurück, um mit verlegenem Gesicht zu melden, daß das gnäd'ge Fräulein da sei.

„Wie? Meine Schwester?“

„Ja, das gnäd'ge Fräulein.“

„I, da soll doch gleich 'ne alte Band wackeln,“ sagte Dubslav, der einem ehelichen Schreck getriegt hatte, weil er sicher war, daß es jetzt mit Auf und Frieden auf Tage, vielleicht auf Wochen, vorbei sei. Denn Adelheid mit ihren sechsundsechzig setzte sich nicht gern auf eine Kleinigkeit hin in Bewegung, und wenn sie die beinahe vier Meilen von Kloster Burg her heribekam, so war das sein Nachmittagsbesuch, sondern Einnahmung. Er fühlte, daß sich sein ganzer Zustand mit einem Male wieder verschlechterte, und daß eine halbe Atemnot im Nu wieder da war.

Er hatte aber nicht lange Zeit, sich damit zu beschäftigen, denn Engelle öffnete bereits die Thür, und Adelheid kam auf ihn zu. „Tag, Dubslav. Ich muß doch mal sein. Unser Neumeister Fie ist vorgestern hier in Stechlin gewesen und hat dabei von deinem letzten Unwohlsein gehört. Und daher weiß ich es. Oh du persönlich deine Schwester so was wissen läßt oder einen Boten schickt...“

„Da muß ich schon tot sein,“ ergänzte der alte Stechlin und lachte. „Nun, laß es gut sein, Adelheid, mach dir's bequem und rücke den Stuhl da heran.“

„Den Stuhl da? Aber, Dubslav, was du dir nur denkst! Das ist ja ein Großvaterstuhl oder doch beinahe.“ Und dabei nahm sie statt dessen einen kleinen, leichten Hölzchenstuhl und ließ sich drauf nieder. „Ich komme doch nicht zu dir, um mich hier in einen großen Polsterstuhl mit Baden zu setzen. Ich will meinen lieben Kranken pflegen, aber ich will nicht selber eine Kranke sein. Wenn es so mit mir stünde, wär' ich zu Hause geblieben. Du rechnest immer, daß ich zehn Jahre älter bin als du. Nun ja, ich bin zehn Jahre älter. Aber was sind die Jahre? Die Bürger Luft ist gesund, und wenn ich die Grabsteine bei uns lese, unter achtzig ist da beinahe keine von uns abgegangen. Du wirst erst siebenundsechzig. Aber ich glaube, du hast dein Leben nicht richtig angelegt, ich meine deine Jugend, als du noch in Brandenburg warst. Und von Brandenburg immer rüber nach Berlin. Na, das kennt man. Ich habe neulich was Statistisches gelesen.“

„Damen dürfen nie Statistisches lesen,“ sagte Dubslav, „es ist entweder zu langweilig oder zu interessant, — und das ist dann noch schlimmer. Aber nun kluge (verzeih, mir wird das Klüffeln so schwer), daß uns Engelle das Frühstück bringt; du kommst à la fortune du pot und mußt fürlieb nehmen. Mein Trost ist, daß du drei Stunden unterwegs gewesen. Hunger ist der beste Koch.“

„Wein Frühstück, das bald danach aufgetragen wurde — die Jahreszeit gestattete, daß auch eine Schale mit Nüchtern aufgesetzt werden konnte — verbesserte sich die Stimmung ein wenig; Dubslav ergab sich in sein Schicksal, und Adelheid wurde weniger herbe.“

„Wo hast du nur die Nüchtern her?“ sagte sie. „Das ist was Neues. Als ich noch hier lebte, hatten wir keine.“

„Ja, die Nüchtern haben sich seit kurzem hier eingefunden, an unterm Stechlin, da, wo die Büschen stehen; aber bloß auf der Glosblover Seite. Nach der andern Seite hin wollen sie nicht. Ich habe mir gedacht, es sei vielleicht ein Fingerzeig, daß ich nun auch welche nach Friedrighsruh schicken soll. Aber das geht nicht; dann geht' ich am Ende gleich für eingeschworen, und lade notiert mich. Wer dreimal Nüchtern schickt, kommt ins schwarze Buch. Und das kann ich schon Waldemars wegen nicht.“

„Is auch recht gut so. Was zu viel ist, ist zu viel. Er soll sich ja mit der Lucca zusammen haben photographieren lassen. Und während sie da oben in der Regierung und mitunter auch bei Hofe so was thun, fordern sie Tugend und Sitte. Das geht nicht. Bei sich selber muß man anfangen. Und dann ist er doch schließlich auch bloß ein Mensch, und alle Menschenanbennung ist Ökonomie. Menschenanbennung ist noch schlimmer als das goldene Kalb. Aber ich weiß wohl, Ökonomie kommt jetzt wieder auf, und Herendienst auch, und du sollst ja auch — so wenigstens hat mir Fie erzählt — nach der Büschen geschickt haben.“

„Ja, es ging mir schlecht.“

„Gerade, wenn's einem schlecht geht, dann soll man Gott und Jesum Christum erkennen lernen, aber nicht die Büschen. Und sie soll dir Stagenpfötchen-tee gebracht haben und soll auch gesagt haben: Wasser treibt das Wasser. Das mußst du doch herausfinden, daß das ein unchristlicher Spruch ist. Das is, was sie 'beipreden' nennen oder auch 'böten'. Und wo das alles herkommt. ... Dubslav, Dubslav... Warum bist du nicht bei den grünen Tropfen geblieben und bei Spohnholz? Seine Frau war eine Pfarrerstochter aus Stubbord.“

„Ost ihr auch nichts geholfen. Und nu sitzt sie mit ihm in Pfläfers, einem Schweizerbadeort, und da schmoren sie gemeinschaftlich in einem Badofen. Er hat es mir selbst erzählt, daß es ein Badofen is.“

Der erste Tag war immerhin ganz leidlich verlaufen. Adelheid erzählte von Fie, von der Schmarckenborff und von der Schmonski und zuletzt auch von Maurermeister Lebenius in Berlin, der in Wag eine Ferienkolonie gründen wollte. „Gott, wir kriegen dann so viel armes Volk in unserm Ort und noch dazu lauter Berliner Wägel mit Klerikern. Aber die grünen Weisen sollen ja gut dafür sein und unter See soll Jod haben, freilich wenig, aber doch so, daß man's noch gerade finden kann.“ Adelheid sprach in einem fort, derauf, daß Dubslav kaum zu Wort kommen konnte. Fing er aber an, so fuhr sie rasch dazwischen, trotzdem sie beständig versicherte, daß sie gekommen sei, ihn zu pflegen, und nur, wenn er auf Waldemar das Gespräch brachte, hörte sie mit einiger Aufmerksamkeit zu. Freilich, die italienischen Neuestenmitteilungen als solche waren ihr langweilig, und nur bei Nennung bestimmter Namen, unter denen „Tintoretto“ und „Santa Maria Novella“ obenan standen, erheiterte sie sich sichtlich. Ja, sie kicherte dabei fast so vergnügt wie die Schmarckenborff. Ein wirkliches, nicht ganz flüchtiges Interesse (wenn auch freilich kein freundschaftliches) zeigte sie nur; wenn Dubslav von der jungen Frau sprach und hinzusetzte: „Sie hat so was Unberührt.“

„Nu ja, nu ja. Das liegt aber doch zurüd.“

„Wer feuch ist, bleibt feuch.“

„Machst du das ernsthaft?“

„Natürlich mein' ich es ernsthaft. Ueber solche Dinge späß' ich überhaupt nicht.“

Und nun lachte Adelheid herzlich und sagte: „Dubslav, was hast du nur wieder für Bücher gelesen? Denn aus dir selbst kannst du doch so was nicht haben. Und von deinem Pastor Lorenzen auch nicht. Der wird ja wohl nächstens 'ne freie Gemeinde gründen.“

So war der erste Tag dahingegangen. Alles in allem, trotz kleiner Herzgerlichkeiten, unterhältlich genug für den Alten, der, unter seiner Einsamkeit leidend, meist froh war, irgend einen Pfländerer zu finden, auch wenn dieser im übrigen nicht gerade der richtige war. Aber das alles dauerte nicht lange. Die Schwester wurde von Tag zu Tag recht-baberischer und herrischer und tritt unter der Vorgabe, daß ihr Bruder anders verpflegt werden müsse, in alles ein, auch in Dinge, die mit der Verpflegung gar nichts zu thun hatten. Vor allem wollte sie ihm den Stagenpfötchen-tee wegdisputieren, und wenn abends die kleine Meißener Kanne kam, gab es jedesmal einen erregten Disput über die Büschen und ihre Herenkünfte.

So waren denn noch keine acht Tage um, als es für Dubslav feststand, daß Adelheid wieder fort müsse. Zugleich sann er nach, wie das wohl am besten zu machen sei. Das war aber keine ganz leichte Sache, da die „Mündigung“ notwendig von ihr aus-

gehen mußte. So wenig er sich ans ihr mochte, so war er doch zu sehr Mann der Form und einer feineren Galtlichkeit, als daß er's zuwege gebracht hätte, seinerseits auf Abreise zu dringen.

Es war um die vierte Stunde, das Wetter schon, aber frisch. Adelheid hing sich ihren Pelzfragen um, ein altes Familienreliquit, und ging zu Krippenstapel, um sich seine Bienenstöcke zeigen zu lassen. Sie hoffte bei der Gelegenheit auch was über den Pastor zu hören, weil sie davon ausging, daß ein Lehrer immer über den Prediger und der Prediger immer über den Lehrer zu klagen hat. Jedes Landfräulein denkt so. Die Bienen nahm sie so mit in den Kauf.

Es begann zu dunkeln, und als die Domina schließlich aus dem Herrenhause fort war, war das eine freie Stunde für Dubslav, der nun nicht länger säumen mochte, seine Ringe zu legen.

„Engelke,“ sagte er, „du könnest in die Küche gehn und die Marie zur Buischen schicken. Die Marie weiß ja Bescheid da. Und da kann sie denn der alten Here jagen, läßt Agnes solle heut abend mit herkommen und hier schlafen und immer da sein, wenn ich was brauche.“

Engelke stand verlegen da.

„Nu, was hast du? Bist du dagegen?“

„Nein, gnäd'ger Herr, dagegen bin ich wohl eigentlich nich. Aber ich schlafe doch auch nebenan, und dann is es ja, wie wenn ich für gar nichts mehr da wär' und fast so gut wie schon abgetheilt. Und das Kind kann doch auch nich all das, was nötig is; Agnes is ja doch noch 'ne Lüttele strabb.“

„Ja, das is sie. Und du sollst auch in der andern Stube bleiben und alles thun wie vorher. Aber trotzdem, die Agnes soll kommen. Ich brauche das Kind. Und du wirst auch bald sehn, warum.“

Und so kam denn auch Agnes, aber erst sehr spät, als sich Adelheid schon zurückgezogen hatte, nicht ahnend, welche Kräfte mittlerweile gegen sie gepunnen waren. Auf diese Verheimlichung kam es aber gerade an. Dubslav hatte sich nämlich wie Franz Moor — an den er sonst wenig erinnerte — herausgeschlagen, daß Hebererhöhung und Schreck bei seinem Plane mitwirken mußten.

Agnes schlief in einer nebenan aufgestellten eisernen Bettstelle. Dubslav, gerade so wie seine Schwester, hatte das etwas auffällig herausgeputzte Kind bei seinem Erscheinen im Herrenhause gar nicht mehr gesehen; es trug ein langes himmelblaues Wollkleid ohne Taille, dazu Knöpfstiefel und lange rote Strümpfe, — lauter Dinge, die Karlina schon zu letzten Weihnachts geschenkt hatte. Tags darauf, am ersten Feiertag also, hatte das Kind den Staat auch angezogen, indessen bloß so still für sich, weil sie sich geirrete, sich im Dorfe damit zu zeigen; jetzt aber, wo sie bei dem gnäd'gen Herrn in Krankenpflege gehen sollte, jetzt war die richtige Zeit dafür da.

Die Nacht verging still; niemand war gestört worden. Um sieben erst kam Engelke und sagte: „Nu, läßt Deern, sieh upp, is all seben.“ Agnes war auch wirklich wie der Wind aus dem Veit, fuhr mit einem mitgebrachten Nornstamm, dem ein paar Zähne fehlten, durch ihr krauses, langes Blondhaar, sagte sich wie ein Klügchen und sog dann den himmelblauen Dänger, die roten Strümpfe und zuletzt auch die Knöpfstiefel an. Gleich danach brachte ihr Engelke einen Topf mit Milchsaft, und als sie damit fertig war, nahm sie ihr Strickzeug und ging in das große Zimmer nebenan, wo Dubslav bereits in seinem Lehnstuhl saß und auf seine Schwester wartete. Denn um acht nahmen sie das erste Frühstück gemeinschaftlich.

„So, Agnes, das is recht, daß du da bist. Hast du denn schon deinen Saft gebrat?“

„Agnes knistete wieder, und da sie sah, daß ihr der Alte weiter nichts zu sagen hatte, ging sie bis an das ihr bezeichnete Fenster, drau ein länglicher Schemel stand, und fing an zu stricken. Es war ein sehr langer Strumpf, braudrot und, nach seiner Schmalheit zu schließen, für sie selbst bestimmt.

Sie war noch nicht lange bei der Arbeit, als Adelheid eintrat und auf ihren im Lehnstuhl sitzenden Bruder zuschritt. Bei der geringen Helle, die herrschte, trat sich's, daß sie von dem Gast am Fenster nicht recht was wahrnahm. Erst als Engelke mit dem Frühstück kam und die plötzlich geöffnete Thür mehr Licht einfallen ließ, bemerkte sie das Kind und sagte: „Da sitzt ja wer. Wer ist denn das?“

„Das ist Agnes, das Entelkind von der Buischen.“ Adelheid bewahrte mit Mühe Haltung. Als sie sich wieder zurechtgefunden, sagte sie: „So, Agnes. Das Kind von der Karlina?“

Dubslav nickte. „Das ist mir ja 'ne Hebererhöhung. Und wo hast du sie denn, seit ich hier bin, verdeckt gehalten? Ich habe sie ja die ganze Woche über noch nicht gesehn.“

„Könnest du auch nicht, Adelheid; sie ist erst seit gestern abend hier. Mit Engelke ging das nicht mehr, wenigstens nicht auf die Dauer. Er ist ja so alt wie ich, und immer raus in der Nacht und raus und runter und mich umdrehn und heben. Das konnt' ich nich mehr mit anhehn.“

„Und da hast du dir die Agnes kommen lassen? Die soll dich nun rumbrehn und heben? Das Kind, das Barm. Haha. Was du dir doch alles für Geschichten machst.“

„Agnes,“ sagte hier Dubslav, „du könnest mal zu Mamfell Frigbur in die Küche gehn und ihr sagen, ich möchte heute mittag 'ne gefüllte Taube haben. Aber nich so mager und auch nich so wenig Füllung, und daß es nich nach alter Semmel schmeckt. Und dann konntest du gleich bei der Mamfell unten bleiben und dir 'ne Geschichte von ihr erzählen lassen, vom Schäfer und der Prinzessin oder vom Fischer und sine Frau: Nothköpchen wirst du wohl schon kennen.“

Agnes stand auf, trat unbefangen an den Tisch, wo Bruder und Schwester saßen, und machte wiederholt ihren Strick. Dabei hielt sie das Strickzeug und den langen Strumpf in der Hand.

„Für wen strickst du denn den?“ fragte die Domina.

„Für mich.“ Dubslav lachte. Adelheid auch. Aber es war ein Unterschied in ihrem Lachen. Agnes nahm übrigens nichts von diesem Unterschied wahr, sah vielmehr ohne Furcht um sich und ging aus dem Zimmer, um unten in der Küche die Bestellung auszurichten.

Als sie hinaus war, wiederholte sich Adelheids kramphohes Lachen. Dann aber sagte sie: „Dubslav, ich weiß nicht, warum du dir, so lang ich hier bin, gerade diese Hilfskraft angenommen hast. Ich bin deine Schwester und eine Märkische von Adel. Und bin auch die Domina von Kloster Wuz. Und meine Mutter war eine Radegast. Und die Stechline, die drüben in der Grut' unterm Altar steht, die haben, soviel ich weiß, auf ihren Namen gehalten und sich untereinander die Ehre gegeben, die jeder beanspruchen durfte. Du nimmst hier das Kind der Karlina in dein Zimmer und setzt es ans Fenster, fast als ob's da jeder so recht sehn sollte. Wie kommt du zu dem Kind? Da kann sich Wolbenmar freuen und seine Frau auch, die so was 'Anberührtes' hat. Und Gräfin Melusine! Na, die wird sich wohl auch freuen. Und die darf auch. Aber ich wiederhole meine Frage, wie konntest du zu dem Kind?“

„Ich hab' es kommen lassen.“

„Haha. Sehr gut; kommen lassen.“ Der Klapperstorch hat es dir wohl von der grünen Wiese gebracht und natürlich auch gleich für die roten Beine getorgt. Aber ich kenne dich besser. Die Leute hier thun immer so, wie wenn du dem alten Storkhädel süßlich überlegen gewesen wärit. Ich für meine Person kann's nicht finden und sagte dir gern meine Meinung darüber. Aber ich nehme häßliche Worte nicht gern in den Mund.“

„Adelheid, du regst dich auf. Und ich frage mich, warum? Du bist ein bißchen gegen die Buischen, — nun gut, gegen die Buischen kann man sein; und du bist ein bißchen gegen die Karlina, — nun gut, gegen die Karlina kann man auch sein. Aber ich sehe dir's an, das eigentliche, was dich aufregt, das ist nicht die Buischen und ist auch nicht die Karlina, das sind bloß die roten Strümpfe. Warum bist du so sehr gegen die roten Strümpfe?“

„Weil sie ein Zeichen sind.“ „Das sagt gar nichts, Adelheid. Ein Zeichen ist alles. Wovon sind sie ein Zeichen? Darauf konntest es an.“

„Sie sind ein Zeichen von Ungehörigkeit und Verkehrtheit. Und ob du nun lachen magst oder nicht, — denn an einem Strohhalm sieht man eben am besten, woher der Wind weht — sie sind ein Zeichen davon, daß alle Vernunft aus der Welt ist und alle gesellschaftliche Scheldung immer mehr aufgehört. Und das alles unterstügt du. Du denkst wunder, wie fest du bist; aber du bist nicht fest und konntest es auch nicht sein, denn du freest in allerlei Schrällen und Einzelheiten. Und wenn sie dir um den Bart gehn oder dich bei deinen Liebhabereien fassen, dann läßt du das, worauf es ankommt, ohne weiteres im Stich. Es soll jetzt viele Folge geben, denen ihr Humor und ihre Wechthaberei viel wichtiger ist als Gütigkeit und Wohlthun. Denn sie sind sich selber ihr Glaubenstheoretiker. Aber, glaube mir, dahinter steckt der Verjücher, und wohn der am Ende führt, das weißt du, — so viel wird dir ja wohl noch gelieben sein.“

„Ich hoffe,“ sagte Dubslav. „Und weil du bist, wie du bist, freust du dich, daß diese Hierarchie schon ganz wie die Karlina rote Strümpfe trägt und sich neue dazu strickt. Ich aber wiederhole dir, diese roten Strümpfe, die sind ein Zeichen, eine hochgehaltene Fahne.“

„Strümpfe werden nicht hochgehalten.“ „Noch nicht. Aber das kann auch noch kommen. Und das ist dann die richtige Revolution, die Revolution in der Sitt, — das, was sie jetzt das Letzte nennen. Und ich begreife dich nicht, daß du davon kein Einsehn hast, du, ein Mann von Familie, von Zugehörigkeit zu Ehren und Reich. Oder der sich's wenigstens einbildet.“

„Nun gut, nun gut.“ „Und du reißt du herum, wenn sie den Torgelaw oder den Stagenstein wählen wollen, und hältst deine Reden, wiewohl du eigentlich nicht reden konntest...“

„Das is richtig. Aber ich hab' auch keine gehalten...“ „Und hältst deine Reden für König und Vaterland und für die alten Güter und strichst gegen die Freiheit. Ich vertheil dich nicht mit deinem ewigen gegen die Freiheit. Laß sie doch mit ihrer ganzen dummen Freiheit machen, was sie wollen. Was heißt Freiheit? Freiheit ist gar nichts; Freiheit ist, wenn sie sich vermanneln und Bier trinken und ein Blatt gründen. Du hast bei den Mitrastieren gefunden und müßt doch wissen, daß Torgelaw und Stagenstein (was keinen Unterschied macht) uns nicht erschüttern werden, uns nicht und unsern Glauben nicht und Stechlin nicht und Wuz nicht. Die Glosfower, so lange sie bloß Glosfower sind, können gar nichts erschüttern. Aber wenn erst der Buischen ihre Entelkinder, denn die Karlina wird doch wohl schon mehrere haben, ihre Knöpfstiefel und ihre roten Strümpfe tragen, als müßt es nur so sein, ja, Dubslav, dann ist es vorbei. Mit der Freiheit, das ist gar nichts; aber die roten Strümpfe, das ist was. Und dir trau' ich ganz und gar nicht, und der Karlina natürlich erst recht nicht, wenn es auch vielleicht schon eine Weile her ist.“

„Sagen wir vielleiht.“

„O, ich kenne das. Du willst das wegwipeln, das ist so deine Art. Aber unter Kloster ist nicht so ans der Welt, daß wir nicht auch Bescheid wüßten.“

„Wozu hättest ihr sonst euern Hir?“

„Mein Wort gegen den.“

Und in großer Erregung brach das Gespräch ab. Noch am selben Nachmittage aber verabredete sich Adelheid von ihrem Bruder und fuhr nach Wuz zurück.

XI.

Agnes, während oben die gereizte Scene zwischen Bruder und Schwester spielte, war unten in der Küche bei Mamfell Frigbur und erzählte von Berlin, wo sie vorigen Sommer bei ihrer Mutter auf Besuch gewesen war. „Gins war da,“ sagte sie, „das hieß das Ananrium. Da lag eine Schlange, die war so biß wie 'n richtiges Vein.“

„Aber hast du denn schon Beine gesehn?“ fragte die Frigbur. „Aber, Mamfell Frigbur, ich werde doch wohl



SARDINIE.

Nap. bei Goussier, rue de la Harpe.

schon Beine gesehen haben . . . Und dann, an einem andern Tag, da waren wir in einem Tiergarten, aber in einem richtigen, mit allerlei Tieren drin. Und den nennen sie den Zoologischen."

"Ja, davon hab' ich auch schon gehört."
"Und in dem Zoologischen, da war ein ganz kleiner See, noch viel kleiner als unser Stechlin, und in dem See fanden allerlei Vögel. Und einer, ganz wie 'n Storch, stand auf einem Bein."

Als die Mädchen das Wort "Storch" hörten, kamen sie näher heran.

"Aber die Beine von dem Vogel, oder es waren wohl mehrere Vögel, die waren viel größer als Storchbeine und auch viel dicker und viel röter."

"Und thaten sie dir nichts?"
"Nein, sie thaten mir nichts. Mof, wenn sie so 'ne Weile gestanden hatten, dann stellten sie sich auf das andre Bein. Und ich sagte zu Mutter: Mutter, komm; der eine sieht mich immer so an. Und da gingen wir an eine andre Stelle, wo der Bär war."

Das Kind erzählte noch allerlei. Die Mädchen und auch die Mamsell freuten sich über Agnes, und sie trug ihnen ein paar Lieber vor, die ihre Mutter, die Karlina, immer sang, wenn sie plätete, und sie konnte auch, während sie sang, wobei sie das himmelblaue Kleid zierlich in die Höhe nahm, ganz so, wie sie's in der Hofenheide gesehen hatte.

So kam der Nachmittag heran, und als es schon dunkelte, sagte Engelle: "Ja, gnäd'ger Herr, wie ist das mit Agnesen? Sie ist immer noch bei Mamsell Preiskur unten, um die Mädchen, wenn sie so singt und tanzt, tucken ihr zu. Sie wird wohl auch so was wie die Karlina. Soll sie wieder nach Hans, oder soll sie hier bleiben?"

"Natürlich soll sie hier bleiben. Ich freue mich, wenn ich das Kind sehe. Du hast ja ein gutes Gesicht, Engelle, aber ich will doch auch mal was andres sein als dich. Wie das lütte Balg da so sah, so stief wie 'ne Prinzess, hab' ich immer hingekuckt und ihr wohl 'ne Viertelstunde zugehört, wie da die Stricknadeln immer so hin und her gingen und der rote Strumpf neben ihr bannelte. So was hübsches hab' ich nicht mehr gesehen, seit zu Weischnachten die Grafischen hier waren, die blasse Comtesse und die Gräfin. Hat sie dir auch gefallen?"

Engelle grieselte.
"Na, ich sehe schon. Also Agnes bleibt. Und sie kann ja auch nachts mal aufstehn und mir eine Tasse von dem Thee bringen, oder was ich sonst grade brauche, und du alte Seele kannst auschlafen. Ach, Engelle, das Leben ist doch eigentlich schwer. Das heißt, wenn's auf die Reize geht; vorher ist es so weit ganz gut. Weißt du noch, wenn wir von Brandenburg nach Berlin ritten? In Brandenburg war nich viel los; aber in Berlin, da ging es."

"Ja, gnäd'ger Herr. Aber nu kommt es."
"Ja, nu kommt es. Nu is Stagenpföcken dran. So was gab es damals noch gar nicht. Aber ich will nichts sagen, sonst wird die Puschen ärgerlich, und mit alten Weibern muß man gut sehn; das is noch wichtiger als mit jungen. Und, wie gesagt, die Agnes bleibt. Ach sehe so gern was Zierliches. Es is ein reizendes Kind."

"Ja, das is sie. Aber . . ."
"Ach, laß die abers'. Du sagst, sie wird wie die Karlina. Möglich is es. Aber vielleicht wird sie auch 'ne Nonne. Man kann nie wissen."

Agnes blieb also. Sie sah am Fenster und stridte. Mal in der Nacht, als ihm recht schlecht war, hatte er noch dem Kinde rufen wollen. Aber er stand wieder davon ab. "Das arme Kind, was soll ich ihm den Schlaf stören? Und helfen kann es mir doch nicht."

So verging eine Woche. Da sagte der alte Dubslav: "Engelle, das mit der Agnes, das kann ich nich mehr mit ansehen. Sie sitzt da jeden Morgen und streift. Das arme Barm muß ja hier umkommen. Und alles bloß, weil ich alter Sünder ein fremdliches Gesicht sehn will. Das geht so nich mehr weiter. Wir müssen sehn, daß wir was für das Kind thun können. Haben wir denn nich ein Buch mit Bildern drin oder so was?"

"Ja, gnäd'ger Herr, da sind ja noch die vier Bände, die wir letzte Weischnachten bei Puschbinder Zippel in Gransee haben einbinden lassen. Eigent-

lich war es bloß 'ne Landwirthschaftliche Zeitung, und alle, die mal 'nen Preis gewonnen, die waren drin. Und Bismarck auch un Kaiser Wilhelm auch."

"Ja, ja, das is gut; das giebt ihr. Und brauchst ihr auch nich zu sagen, daß sie keine Gieselhoren machen soll; die macht keine."

Wirklich, die "Landwirthschaftliche Zeitung" lag am andern Morgen da, und Agnes war sehr glücklich, mal was andres zu haben als ihr Stridszeug und die schönen Bilder ansehen zu können. Denn es waren auch Schlösser drin und kleine Teiche, drauf Schwäne fuhren, und auf einem Bilde, das eine Beslage war, waren sogar Aufstaren. Engelle brachte jeden Morgen einen neuen Band, und mal erziehen auch Gfriebe, die Lorenzen, um nach Dubslavs Besuchen fragen zu lassen, von der Pfarre herübergeschickt hatte. "Die kann sich ja die Bilder auch mit ansehen," sagte Dubslav; "am Ende macht es ihr selber Spah, und vielleicht kann sie dem kleinen Ding, der Agnes, alles so nebenher erklären, und dann is es so gut wie 'ne Schulkunde."

Gfriebe war gleich dazu bereit. Und nun fanden die beiden Kinder nebeneinander und blätterten in dem Buch, und die kleine sog jedes Wort ein, was die Grohe sagte. Dubslav aber hörte zu und wußte nicht, wem von beiden er ein größeres Interesse zuwenden sollte. Zuletzt aber war es doch wohl Gfriebe, weil sie den wehmütigen Jauber all derer hatte, die früh abernnen werden. Ihr zarter, betenabe körperloser Leib schien zu sagen: "Ich sterbe." Aber ihre Seele wußte nichts davon und leuchtete.

Das mit den Bilderbüchern dauerte mehrere Tage. Dann sagte Dubslav: "Engelle, das Kind fängt heute schon wieder von vorn an; es ist mit allen vier Händen, so bist sie sind, schon zweimal durch; ich sehe, wir müssen uns was Neues ausdabowern. Das is nämlich ein Wort aus der Diebsprache; so weit sind wir nu schon. Uebrigens ist mir was Gutes eingefallen: hol ihr eine von unsern Wetterfahnen herunter. Die sehn ja da bloß so 'rum, nu wenn ich tot bin und alles abgeschägt wird — was sie 'ordnen' nennen —, dann kommt Kupperhämied Neuter aus Gransee und taziert es auf fünfundsechzig Pennig."

"Aber, gnäd'ger Herr, un' Woldemar . . ."
"Nu ja, Woldemar. Woldemar ist gut, natürlich, und die Comtesse, seine junge Frau, is auch gut. Alles is gut, und ich hab' es auch so schlumm nich gemeint; man redt' bloß so. Nur so viel is richtig: meine Sammlung oben is bloß noch für Spinnweb. Alles Sammeln ist überhaupt verrückt, und wenn Woldemar sich nich mehr drum kümmert, so is es eigentlich bloß Wiederherstellung von Sinn und Verstand. Jeder hat seinen Sparren, und ich habe meinen gehabt. Bring aber nich gleich alles runter. Nur die Mühle bring und den Dragoner."

Engelle gehorchte.
Den ersten Tag, wie sich denken läßt, war Agnes ganz für den Dragoner, der, als man ihn vor Jahr und Tag von seinem Zelliner Strickturn heruntergeholt hatte, frisch angepinzelt worden war: schwarzer Hut, blauer Rock, gelbe Hosen. Aber sehr bald hatte sich das Kind an der Sauberheit des Dragoners sattgesehen, und nun kam statt seiner die Mühle an die Reihe. Die hielt länger vor. Immer, wenn sie nur überhaupt erst im Gange war, brauchte das Kind bloß zu putzen, um die Mühlsägel in ziemlich rascher Bewegung zu halten, und der schnarrende Ton der etwas eingerosteten Drehvorrichtung war dann jedesmal eine Lust und ein Entzücken. Es waren glückliche Tage für Agnes. Aber fast noch glücklichere für den Alten.

Ja, der alte Dubslav freute sich des Kindes. Aber so wohlthuend ihm seine Gegenwart war, so war es auf die Dauer doch nicht viel was andres, als ob ein Goldblat am Fenster gestanden oder ein Jreiß gezwitschert hätte. Sein Auge richtete sich gerne darauf, als aber eine Woche und dann eine zweite vorüber war, ward' ihm eine gewisse Berarmung fühlbar, und das so stark, daß er fast mit Sehnsucht an die Tage zurückdachte, wo Schwester Abelheid sich ihm bedrücklich gemacht hatte. Das war sehr unbequem gewesen, aber sie besah doch nebenher einen guten Verstand, und in allem, was sie sagte, war etwas, worüber sich streiten und ein

Feuerwerk von Anzüglichkeiten und kleinen Wizen abbrennen ließ. Etwas, was ihm immer eine Hauptsache war. Dubslav zählte zu den Friedliebendsten von der Welt, aber er liebte doch andererseits auch Frissionen, und selbst ärgerliche Vorkommnisse waren ihm immer noch lieber als gar keine.

Kein Zweifel, der alte Schlossherr auf Stechlin schaute sich nach Menschen, und da waren es denn wahre Festtage, wenn Besucher aus Nah' oder Ferne sich einstellten.

Eines Tages — es schummerte schon — erziehen Strippentafel. Er hatte seinen besten Rock angezogen und hielt ein übermaltes Gefäß, mit einem Deckel darauf, in seinem linken Arm.

"Nun, das ist recht, Strippentafel. Ich freue mich, daß Sie mal nachhien, ob unser Museum oben noch seinen Glanz hat. Ich sage Ghef. Der Direktor sind Sie ja selber. Und nun kommen Sie auch gleich noch mit 'ner Krone. Hat gewiß Ihr Freund Zuckeband irgendwo ausgegraben. Oder is es bloß 'ne Terzine? Himmelwetter, Strippentafel, Sie werden mir doch nich 'ne Krankeutuppe gelocht haben?"

"Nein, Herr Major, keine Krankeutuppe. Gemiß nicht. Und doch is es erziehenmachen so was. Es ist nämlich 'ne Wabe. Habe da heute mittag einen von meinen Stücken ausgenommen und wollte mir erlaubt haben, Ihnen die beste Wabe zu bringen. Es ist beinah' so was wie der mittelaltelische Zeunte. Der Zeunte, wenn ich mir die Bemertung erlauben darf, war eigentlich was Feineres als Geld."

"Find' ich auch. Aber die heutige Menschheit hat für so was Feines gar keinen Sinn mehr. Immer alles bar und nochmal bar. O, das gemeine Geld! Das heißt, wenn man kein was hat; wenn man's hat, ist es so weit ganz gut. Und daß Sie gleich an Ihren alten Patron — ein Wort, das vielleicht zu hoch gegriffen ist — gedacht haben! Lorenzen wird es hoffentlich nicht übel nehmen, daß ich Sie so gleichsam anvicieren lasse. Ja, das mit der Wabe. Freut mich aufrichtig. Aber ich werde mich wohl nicht drüber hermaden dürfen. Immer heißt es: 'das nicht.' Erst hat mir Sponholz alles verboten und nu die Buhnen, und so leb' ich eigentlich bloß noch von Bärlapp und Ragenpföcken."

"Am Ende geht es doch," sagte Strippentafel. "Ich weiß wohl, in eine richtige Kur darf der Laie nicht eingreifen. Aber der Honig macht vielleicht 'ne Ausnahme. Nichtigter Honig ist wie gute Medizin und hat die ganze Heilkraft der Natur."
"Is denn aber nicht auch was drin, was besser fehlt?"

"Nein, Herr Major. Ich sehe die Bienen oft schwärmen und sammeln, und seh' auch, wie sie sammeln und wo sie sammeln. Da sind voran die Linden und Akazien und das Heidekraut. Nu, die sind die reine Unschuld; davon red' ich gar nicht erst. Aber nun sollten Sie die Biene sehn, wenn sie sich auf eine giftige Blume, sagen wir zum Beispiel auf den Reuswaggen niederläßt. Und in jedem Reuswaggen, besonders in dem roten (ander doch auch in dem blauen), sitzt viel Gift."

"Kann ich mir denken."
"Und wie sammelt da die Biene? Sie nimmt nie das Gift, sie nimmt immer bloß die Heilkraft."

"Na, Sie müssen es wissen, Strippentafel. Und auf Ihre Berantwortung hin will ich mir den Honig auch schmecken lassen, und die Puschen muß sich drin finden und wohl oder übel zufrieden geben. Uebrigens fällt mir bei der Alten natürlich auch das Kind ein. Da sitzt es am Fenster. Na, komm mal her, Agnes, und sage, daß du hier auch was lernst. Ich hab' ihr nämlich Bücher gegeben, mit allerlei Bildern drin, und seit vorgestern auch eine Väterleche, das heißt aber noch aus guter, anständiger Zeit und jeder Gott ordentlich angezogen. Und da lernst sie, glaub' ich, ganz gut. Nicht wahr, Agnes?"

Agnes knidste und ging wieder auf ihren Platz. "Und dann hab' ich dem Kind auch unsere Dragoner und die Mühle gegeben. Also unre besten Stücke, so viel ist richtig. Ich denke mir aber, mein Museumdirektor wird über diesen Eingriff nicht läse sein. Eigentlich is es doch besser, das Kind hat was davon als die Spinnen. Und was macht denn Ihr Oberlehrer in Templin? Hat er wieder was gefunden?"

"Ja, Herr Major. Münzenfund."

„Na, das is immer das beste. Vermuthlich Georgsthaler oder so was; Dreißigjähriger Krieg. Es war ja 'ne gräßliche Zeit. Aber daß sie damals aus Angst und Not so viel verbuddelt haben, das is doch auch wieder ein Segen. Ja es denn viel?“

„Wie man's nehmen will, Herr Major; praktisch und profan angesehen ist es nicht viel, aber wissenschaftlich angesehen ist es allerdings viel. Nämlich drei römische Münzen, zwei von Diocletian und eine von Caracalla.“

„Na, die passen wenigstens. Diocletian war ja wohl der mit der Christenverfolgung. Aber ich glaube, es war am Ende nicht so schlimm. Verfolgt wird immer. Und mitunter sind die Verfolgten oben auf.“

Dabei lachte der Alte. Dann rief er Engelke, daß er den König herausnehme. Kruppenstapel aber verabschiedete sich, seine leere Terrine vorständig im Arm.

„Mar zum Gesecht!“

Erlebnisse an Bord S. M. S. „Charlotte“ vor Port-au-Prince in Haiti.

Rudolf Schneider, Marinepfeffer.

(Siehe die Abbildungen Seite 281 und „Aus Zeit und Leben“).

Seiner Majestät Schiff „Charlotte“ lag Anfang November im Hafen Porto Grande auf der Kap-Redeiche Insel St. Vincent, als wir zuerst von der hiesigen Anwesenheit in Port-au-Prince aus italienischen Zeitungen erfuhr. Wir wußten der Sache aber keine besondere Wichtigkeit bei und legten am 10. November mit frischer Ladung ab nach St. Thomas in Dänisch-Weidau. Hier wurde uns die deutsche Verbindung mit der Kaiserregiment Haiti ausföhrlicher und erster gebildet. Die haitianischen Blätter führten eine höchst aufreizende und hochmüthige Sprache wider Deutschland. Man glaubte in St. Thomas allgemein nicht an eine friedliche Beilegung. Der Kommandant, Kapitän zur See August Thiele, hatte bereits geheime Befehle von Berlin, S. M. S. „Stem“ sollte am nächsten Tage nach unterm Auslauf in St. Thomas, entgegen ihrer Segelorder, zu uns stehen und beide Schiffe zusammen nach Haiti gehen, um dem von deutschen Gesandten, Grafen Schwerin, an die haitianische Regierung gestellten Ultimatum den nötigen Nachdruck zu verleihen.

Am 1. November übernahm der ältere Kommandant, Kapitän zur See August Thiele, auf Befehl des Oberkommandos der Marine das Kommando über aus uns beiden Schiffe gebildete „Treffen“, zu einer Kreuztour bis zum 15. Dezember, wie der Tagesbefehl lautete, da Zweck und Ziel der Fahrt naturgemäß geheim bleiben sollten. Ansehen mußten die Leute an Land mehr, als wünschenswert war.

Am 2. November, nachmittags vier Uhr, ging das „Treffen“ in See. Sobald die Schiffe den Hafen verlassen hatten, machten die Kommandanten Offiziere und Besatzung mit dem Zweck der Kreuztour bekannt und schlossen mit einem begeisterten Wiederhall in jedem Herzen fast. Ja, das war einmal etwas für uns Leute! Das Feuer patriotischer Begeisterung ergoß sich Mann für Mann, bis zum letzten Schiffsjungen und jüngsten Kadetten. Jeder war stolz, das alles miterleben zu dürfen. Unaufhörlich schallten in der freien Zeit patriotische Lieder und vaterländische Gesänge durchs Schiff. Beim Seitzengewehrbeschießen wollte jeder helfen; der Wächtenmader konnte sich kaum der aufgeregten Hülfe erwehren.

Am 4. Dezember morgens nahm S. M. S. „Charlotte“ in Porto Plata den deutschen Gesandten, Grafen Schwerin, nebst seiner Gemahlin an Bord. Graf Schwerin glaubte, daß der Präsident, unter dem Druck der Bevölkerung stehend, nicht nachgeben, sondern daß uns aller Wahrscheinlichkeit nach blutiger Ernst bevorstehen würde.

Am 5. Dezember kamen wir in haitianische Gewässer und machten uns in der Nacht zum 6. Dezember getuschelt. Am einen etwaigen Ueberfall der haitianischen Flotte erfolgreich begegnen zu können. Um sechs Uhr früh am nächsten Morgen stand jeder auf seiner Marschposition. Aus der Dämmernden Ferne tauchten die im Hafen von Port-au-Prince liegenden Schiffe hervor. Man sah zwei große Handelsdampfer mit der deutschen Flagge, die auf Requisition des Auswärtigen Amtes in Berlin zur Aufnahme der deutschen Flüchtlinge aus der Stadt bestimmt waren, und ganz dicht an die Stadt herangejogten die haitianische Kriegsschiffe, bestehend aus vier ungepanzerten Schiffen.

Etwas 2700 Meter von der Stadt entfernt, die am Ende einer hohen, großen Bucht, an einer fast anliegenden Höhe liegt, warteten die Schiffe Anker und ließen je zwei Anker zu Wasser, unter deren Schutz der Parlamentarier, Vizekommandant zur See Bene, sich behufs Ueberbringung des Ultimatum an Land besorgen sollte. Mit einem Träger der weißen Parlamentärlage, der von zwei Matrosen mit

aufgepflanzten Seitzengewehr flankiert wurde, schritt er dem Vizekommandant zu und übergab ihm mit kurzen Worten das Ultimatum als ein sehr eiliges Schriftstück für Seine Excellenz den Präsidenten der Republik. Nach Empfang einer Einbahngewehrung zog er die Uhr aus der Tasche und sagte dem verdutzten Vizekommandanten, General Destouche, in französischer Sprache: „Jetzt ist es acht Uhr, um neun Uhr ist das Dokument beim Präsidenten, bis ein Uhr haben Sie Zeit. Adieu!“ Diese militärische Kürze, ohne den von Vizekommandanten liebeswörtchen nachfolgenden Vorrede, hat dem Vizekommandanten nicht minder imponiert als ihn erforderte. Auch hat er sich darüber aufgehalten, daß unser Kommandant, der jüngste Lieutenant, der noch nicht einmal einen Bart habe“ (beides nicht richtig!) als Parlamentarier geschickt habe, und daß dieser „petit blanc“ ihm, dem General gegenüber so frei und gleichsam im Befehlsformel redend — brutal nennt das der Haitianer! — gegenübergetreten sei. Auch der Parlamentarier legte Anordnung an die von Offizieren geführten Anker, sie sollten sofort das Feuer eröffnen, sobald sie Schiffe in der Nähe hörten oder er das Signal dazu mit der Batterie peile geben würde, hätte sich sehr bald unter der neugierig schauenden Menge herumgesprochen und ihres niederschmetternden Eindrucks nicht verbleibt.

Das Schriftstück enthielt das von Grafen Schwerin geltend gemachte Ultimatum der deutschen Regierung, das aber der Kommandant nun in bedingungsloser Form auf Befehl Seiner Majestät unter dem Schutz der Kanonen unserer Kriegsschiffe zum Ausdruck brachte. Der Präsident der Republik wurde darin kurz und bestimmt in deutscher und französischer Sprache aufgeführt: 1. Eine Entschädigungssumme von 200000 Dollars in Gold für die ungerichte Entfremdung des deutschen Reichsangehörigen Emil Lübers an Bord S. M. S. „Charlotte“ niederzulegen. 2. Ein Entschädigungsschreiben an den Kommandanten als den Vertreter Seiner Majestät des Deutschen Kaisers zu richten. 3. Dem p. Emil Lübers die Rückkehr zu gestatten und seine Sicherheit zu garantieren. 4. Die deutsche Flagge zu salutieren. 5. Den deutschen Gesandten, Grafen Schwerin, in feierlicher Audienz zu empfangen.

Die Ultimatumfrist von vier Stunden, die den Haitianern als viel zu kurz schwer auf die Seele fiel, wollte an Bord gar nicht zu Ende gehen. Die Spannung stieg von Minute zu Minute. „Wenn die Stelle bloß nicht sofort nachgeben, sondern uns wenigstens ein paar Granaten gestatten wollten!“ Dieser Wunsch ging von Mund zu Mund. Inzwischen hatten auch die beiden deutschen Dampfer „Savonia“ und „Galicia“ mit deutschen Flüchtlingen den Hafen verlassen und gingen auf den ihnen von unterm Kommandanten angewiesenen Ankerplatz außer Schußweite, ebenso der einlaufende französische Dampfer. Nur mit einem kleinen Koffer versehen, verließen unsere Landleute und häusliche Habe Haus und Hof und Gehalt. Uns brachten die Flüchtlinge in Vorberathungen allerhand Neugierigen aus der Stadt; einige Herren kamen mit bestimmten Nachrichten und genauen Plänen von der Stadt an Bord und machten dem Kommandanten schätzenswerte Mittheilungen über die Lage des Pulvermagazins, die Stellung der über Nacht aufgefahrenen Batterie und andres mehr. Mit Freuden begrüßten wir die Kunde, daß der Präsident das Ultimatum nicht annehmen wolle. Die Stimme des amerikanischen Ministerresidenten Mr. Paul, der allein von den diplomatischen Vertretern abwesend war, war für den Entschluß des Präsidenten ausschlaggebend gewesen. Er mag wohl auch die Ankunft des abwesenden amerikanischen Kreuzers mit diplomatischer Zweideutigkeit dem Präsidenten verheißt haben, wodurch derselbe eine nicht zu unterschätzende Unterstützung gewinnen mußte. Aus diesem Grunde lehnte auch der Kommandant jegliche Verlängerung der Ultimatumfrist, die das diplomatische Corps erbat, rundweg mit dem Hinweis auf den Befehl Seiner Majestät des Kaisers ab: „Ich kann und will nicht. Um ein Uhr eröffne ich das Feuer, wenn meine Forderung bis dahin nicht erfüllt ist oder nicht zum Zeichen dieser Absicht eine weiße Flagge sichtbar wird.“ Der englische Ministerresident hatte eine vierundzwanzigstündige Frist zur sicheren Unterzeichnung der beiderseitigen Schutzbekunden beantragt. Es war zu spätig, ihre höchste Verhängung und ihren blassen Schreck beim Anblick der in Wasser harrenden Beilegung und der fliegenden Granaten zu beobachten. Zufällig wurde ein Gesandter irgendwo bemerkt, als sie gerade längs der S. M. S. „Charlotte“ herumdampften, aber da hatte einige jüder Schrecken; der französische Vertreter rief aus Verbestraften: „Le corps diplomatique, le corps diplomatique müßte eine Unterredung mit dem Kommandanten.“

12 Uhr 30 Minuten sollte der erste Alarmruf gegeben werden, 12 Uhr 59 Minuten zwei hintereinander, darauf eine Minute Pause — die letzte Galgenfrist für die Haitianer — und nach Ablauf derselben das Bombardement eröffnet werden, zuerst auf ein Kriegsschiff, dann auf das hoch über der Stadt ragende Fort National, auf das Palais National und andre Regierungsgebäude, auf das Pulvermagazin und endlich, wenn die Regierung noch nicht zum Nachgeben würde genugsam gemacht wäre, auf einige von Weibern unbewohnte Straßen. Die Wirkung einer Granate wäre unter den leuchtendsten Polizeibauern

eine furchtbar verheerende gewesen. Unmöglich konnte die haitianische Regierung es dazu kommen lassen. An Bord gab es um 11 Uhr Mittag ohne heruntergelagene Waffen und Panzer; man sah im Marschirganz mit umgeschalteten Waffen, wo man gerade Platz fand. Die Anker, die der Vizekommandant im Anker an das Palmenort; Palais 25, 1 bis 3a, um 12 Uhr hielt, und worin er noch einmal die Herzen zu Gott dem Herrn und Lenker der Schicksale emporhob, von ihm Kraft und Stärkung im Kampfe der Ehre und eines glücklichen Ausgangs derselben erbittend, bildete den Schluß der Vorbereitungen zum Gesecht. Unmittelbar darauf wurde der Anker gelichtet, und beide Schiffe setzten sich in Bewegung, ruhig und majestätisch in der Entfernung von 2500 bis 3000 Meter vor der Stadt auf und ab dampfend. Das wirkte an Land. Man hatte bis zum letzten Augenblick nicht mit dem blutigen Ernst von unserer Seite gerechnet. Der Präsident hatte gehofft, die Bewilligung mit dem Kommandanten in seinem Palais beim Glas Champagner zu regeln, wozu der Vizekapitänmeister die „Wacht am Rhein“ einleitete und der Hofmarschall drei Rufen Champagner ins Palais hatte schaffen lassen. (Auf diese Weise sollen die Haitianer Vermählungen schon öfter „arrangiert“ haben.) Wie wogepfeift verchwanden die Leute von den Straßen. Knechtlich harrten sie der Dinge, die kommen sollten, in Kissen und Stühlen. Schon der Anblick der einlaufenden, aber erwarteten großen Schiffe in der Ferne des Morgens hatte sie in ihrem mutigen Voratz, nicht zu weichen und zu wanken, beträchtlich erschüttert. „Das sind ja gar nicht so kleine Schiffe, diese Schiffe!“ hatte man faunend und erstickt gerufen. Ob sie wohl gekannt hatten, wie ein Blättchen dazu bemerkte, daß die Schiffe keine Schiffe seien, die in die Schale geben! Die haitianische Größe der Schiffe stellte das moralische Gleichgewicht ihrer verletzten Eitelkeit wieder her und löbte sie einigermaßen mit dem Deutschen Kaiser aus, der unversehrterweise ihre nationale Würde durch Entsendung von Schiffsflotten behufs Erzwangung seiner Forderungen „aufschert“ habe.

Mit der Uhr in der Hand verfolgte man von Bord aus jede Bewegung an Land. Die Ansicht, daß es doch noch zum Kampf kommen würde, wuchs von Minute zu Minute, in gleichem Maße die Begeisterung. Die Leute stehen auf ihren Marschpositionen klar, der Zeiger der Uhr will gar nicht normal eilen, noch sind's 20 Minuten; jetzt 15, 10, 8, 5 Minuten: da — es war 12 Uhr 55 Minuten — steigt an der Flaggenstange des Palais National eine Parlamentärlage — ein Petrus ist's in Ermahnung einer Flagge gehen — hoch über dem Schiff das Kommando: „Mar bei Vorankor!“ — Aus der Kette! — Poje über Bord! — Jollen Anker!“ Es war, als wollte der Anker nicht in die Tiefe rutschen, zögernd schien der Befehl vollführt zu werden, niemand wollte es glauben, daß unter „Mar zum Gesecht!“ nur eine interessante Episode mit ersten Vorbereitungen werden sollte. „Das haben uns wieder die Diplomaten verdundelt!“ — so suchte man unter der Beilegung seiner Wut über den fehlgeschlagenen Waffengang Luft zu machen. Und es war auch nicht unrichtig. Denn nur unter dem Druck des diplomatischen Corps hatte der Präsident sich so schnell zu dem Entschlusse, was er doch früher oder später hätte thun müssen. „Aber die Sache ist ja noch nicht zu Ende, es kann doch noch lösigen!“ — in diesen Gedanken und Wunsch suchte man an Bord seinen letzten Hoffungsanker. Da — ein Boot mit weißer Flagge wird sichtbar — der Parlamentarier wird über das Meer und Was Ankerstift bringen. Der Kommandant geleitet denselben in seine Kajüte, wo General Destouche in Begleitung seines Adjutanten die Vereiterklärung des Präsidenten zur Erfüllung des Ultimatum unterm Kommandanten überreicht. Das hochmüthige Selbstüberhebung der haitianischen Minister hatten nicht ohne eine sich selbst salbierende Begründung das Schriftstück hergegeben. Man habe ein Gemebel, dem jeder noch anwesende Weise zum Opfer gefallen wäre, verthäten wollen! Der Kommandant bedauerte diese Begründung und forderte zur Garantie für eine herbeizugende Erledigung die beiden haitianischen Kriegsschiffe „Gréte à Pierret“ und „Capris la Mat“, um mit den flacker gehenden Schiffen durch größere Annäherung an die Stadt um so nachhaltiger auf die Erfüllung seiner Forderungen drücken, sowie bei einem etwaigen Gemebel schneller eingreifen zu können. Um 4 Uhr sollte das Gold an Bord sein oder die haitianischen Schiffe die Flagge freichen, worauf dieselben von unterm Vizekommandanten zur völligen Erledigung der Sache befehlt und bedient werden sollten.

Man war davon überzeugt, daß sie nur die Sache hinstellen wollten, denn man wußte, daß das Gold bereits auf der Bank deponiert war. Kurz vor 4 Uhr ging Seiner Majestät Schiff „Charlotte“ anker auf und legte sich mit ihrer Breitseite den Schiffen in einer Entfernung von 500 Metern geschicklich gegenüber. Ein paar Minuten vor 4 Uhr erschien der Parlamentarier mit den geforderten 200000 Dollars Gold und einem dezenten Entschuldigungs schreiben, — untre Aufgabe war beendet.

Motor beim Aufnehmen des Surrennetzes.



Kochhausmuseum.



Schwammpflanzen nach den Klippen.

Die Königl. Biologische Anstalt.

Klippen mit Sedimenten an der Westseite.

Die Königl. Biologische Station auf Helgoland. Nach Aufnahmen von Hofphotograph J. Schensky auf Helgoland.



Verlag von Franz Schöningh & Co. in Münster.

Engelstisch. Nach dem Gemälde von Clara Walther.

Die Hungersteine.

Roman

Gertrud Franke-Schivelbein.

(Fortsetzung.)

Nach acht Tagen kamen Bergbauers wieder zurück von Berlin. Die Wohnung war eingerichtet, alles Nöthige besprochen. Jetzt war auch die Frage endgültig entschieden, wo die Hochzeit stattfinden sollte.

Aus naheliegenden Gründen hatte Hubert gewünscht, daß nicht Dresden der Schauplatz der Feier sein möge. Lieber irgend ein kleines Nest in der Nachbarschaft, wo niemand sie kannte. Denn der Neugier und dem Klatsch, die sich schon bei der Verlobung teils verbüßten, teils in unerwünschter Nachtheit hervorgezwängt hatten, wollte man nicht neue Nahrung geben.

Aber Tante Sophie in ihrer Schwerfälligkeit wäre nicht zu einer Reise zu bewegen gewesen. Und ohne sie, die sich als die Hauptperson im Hause fühlte und auch wirklich ihre großen Verdienste um die mutterlosen Mädchen hatte, war der feierliche Akt nicht denkbar.

Auch auf Professor Tappert und seine Frau, die als die einzigen Verwandten am Ort nicht umgangen werden konnten, glaubte der gutherzige Bergbauer Rücksicht nehmen zu müssen. So einigten sie sich also dahin, daß Hubert am Tage vor dem Fest kommen und daß dieses im Hause in tiefster Stille gefeiert werden sollte.

Und Bergbauer, der immer ehrliche und freimütige, machte sich gar kein Gewissen daraus, sämtliche neugierige Bekannte und großartigste zu multiplizieren. Er gab einen viel späteren Termin an und stellte ein mabres Völkerfest in Aussicht. Auf diesen aber bissen alle an. Und so konnten die beiden Menschen den Bund schließen, ohne durch zudringliche Neugierde, Värm und zerstreuenden Trübel um alle Stimmung gebracht zu werden.

Als Hubert, eben von der Bahn gekommen, vor der Villa Bergbauer aus dem Wagen sprang und in den Garten einbog, wurde ihm allerlei, was er auf diesem Wege und in diesem Hause erlebt hatte, mit schmerzlicher Gewalt lebendig.

Die ganze Fahrt durch die wohlbekannten Straßen hatte es schon an ihm gerüttelt. Wieder in einer Stadt mit Johanna! Und doch — nicht zu ihr gehen . . . sein kleines Mädchen, das er noch nicht einmal kannte, nicht sehen . . . alles, alles begraben sein lassen, was auch mal warmes, lebendiges Glück gewesen! Fort, fort damit! Ein neues Leben, neues Glück hatte er sich errungen. Und jetzt wollte er's an sich fesseln lassen unter Beihilfe von Staat, Kirche, Familie — so fest als möglich.

Wie alle phantasiebegabten, bichtersischen Naturen neigte er in frischen Fällen zum Aberglauben.

Ein dumpfes Bangen, ein Schauer, der ihn trotz der Hitze des Tages wie ein eisiger Guß über den Rücken lief — ein Juraßschrecken wie vor einem Unrecht . . . Was? Vergeltung? . . . Hatte er nicht ruhig und gewissenhaft diesen Schritt erwogen? Wollte er sich von albernem Spukhalten und schlaue erklügelter pädagogischen Zuchtmitteln ins Bodshorn jagen lassen? —

Da sah er Lottes Gesicht am Fenster. Sie grüßte nicht, sah ihn nur an, so tief, so ganz versunken und ungläubig: ja, ist's denn nun wirklich sein Traum?

Und alles war vergessen.

Und nun waren sie durch alle menschlichen Gewalten und Bürgschaften fürs Leben zusammengegeben.

Das Standsamt, die kurze, würdige Feier in dem durch immergrüne Bäume, blühende Blumen und einen improvisierten Altar zur Kapelle umgewandelten Hofsaal, das kleine erlesene déjeuner dinatoire war vorüber. Hubert hatte sich in sein Hotel zurückbegeben, um sich für die Reise umzuwickeln, und Lotte war mit Kläre zum letztenmal allein in dem gemeinsamen, heitern Bereich der beiden Mädchen.

Kläre half ihrer Schwester den Brautkranz ab-

legen. Sie that's mit einer seltsamen Schen. Denn diese Lotte war nun nicht mehr ihre Lotte, sondern eine junge Frau, eine Art Respektsperson, freundlich und feierlich. Nicht mehr die nächste, liebste, vertraueste Freundin, sondern das Bestimum eines fremden Mannes, der sie ihr nach einer Viertelstunde entführen würde.

Und Lotte sah auch so sonderbar aus. Schon, als wäre sie weit weg, so ernst, so, als wenn ihre Seele erfüllt und bedrückt wäre von der Verantwortung, die sie übernommen hatte. Und seltsam! Sie hatte nicht gewinkt bei der Träumung. Ganz still und aufmerksam, wie mit einer gewissen Neugierde, hatte sie die Rede und die heilige Handlung über sich ergehen lassen, die die Nacht hatte, eine so ungeheure Wandlung in ihrem Leben zu vollziehen. Die lustige Kläre schlüpfte von Zeit zu Zeit unter irgend einem Vorwand in ihr Zimmer hinüber. Bald fehlten Haarnadeln, bald ein Handtuchknopf, bald Parfüm. Und sie mußte wohl sehr zerstreut sein, sie fand nichts, das Suchen dauerte immer entsetzlich lange.

Aber Lotte trieb nicht. Sie sah ganz geduldig und lauschte nur nach der Thür, hinter der Kläre verschunden war. Erstigte Laute drangen von dort herein, mal ein lautes Aufschluchen, dann wieder ein leises Geklüter: „Jip, Jip! Wir beide bleiben nun allein!“ Und dann ein feines Quietschen des empfindlichen Tierchens, das sie im härmlichen Schmerz wohl zu fest an ihre Brust gedrückt hatte. Im Salon waren — da Bergbauer noch allerlei anzuordnen hatte — Tante Sophie und Herr und Frau Professor Tappert zurückgeblieben. Alle drei sprachen halblaut und sehr eifrig das eben Mit-erlebte durch.

Der gute Professor befand sich in verständlicher und menschenfreundlicher Stimmung. Sein gelbliches Gesicht war von den Geisern des Weines rot durchglüht, und die kleinen schwarzen Augeln funkelten seltsam aus ihren dicken Hautwulsten heraus. Nicht länger vermochte er die frühe Enttäuschung, die er an Hubert Schwarz erlebt hatte, in seinem Bufen zu verschließen.

Herrgott, das war ja ein „allerliebster Mensch!“ Geistreich, liebenswürdig, bescheiden. Und dabei so ruhig und sicher in seinem Wesen, daß niemand ihm seine Herkunft anmerkte. Und er hatte entschieden distinguert ausgesehen. „Wie ein junger Gelehrter,“ wiederholte der Professor ein paarmal emphatisch. Es war das höchste Lob, das er zu vergeben hatte.

„Ich habe Charlotte aufrichtig bewundert,“ sagte Frau Professor Tappert, eine kleine, süßlich-freundliche, altjungferlich aussehende Dame in brauner Seide, mit einem großen altmodischen Goldschmuck, Weinblätter und Trauben darstellend. „Ich hätte ihren Heidenmut nicht gehobt, Tappert,“ wandte sie sich an ihren Gatten. „Und wenn ich nicht, wie von meiner eignen Seligkeit, davon überzeugt gewesen wäre, daß du wirklich, wie unser guter Pastor auch betonte, als Junggeheile vor Gottes heiligen Altar tratest —“

„Lassen wir die Vergangenheit, Rosalie,“ unterbrach der Professor sie etwas häftig. „Ich bekenne, daß es mir innig wohlgethan hat, einen Menschen, den ich schon an der Schwelle des Verderbens angelangt glaubte, gereinigt wie einen Phönix aus der Asche seiner — ah — Irrtümer sich erheben zu sehen. Welch ein Geist! Welche Tiefe in dem nunmehrigen Mann unserer lieben Nichte Charlotte! Wahrsch, die Familie braucht sich dieses neuen Glüdes nicht zu schämen! Und wenn er einmal emporsteigt zu den höchsten Ehrenstellen, so wollen wir uns daran erinnern, daß die Toleranz es war, unsre Toleranz, und vor allem die unsers lieben Bergbauer, die ihm die Rückkehr in den Schoß der Gesellschaft, in geordnete, reine Verhältnisse ermöglicht hat!“

„Ein erbebendes Gefühl,“ stimmte Frau Rosalie Tappert in ihren gerührtesten Tönen zu, „einen Tag wie diesen erlebt zu haben!“

Frau von Menstedt, die in einem kostbaren violetten Sammetkleid, mit all ihren Diamanten geschmückt, auf dem Sofa saß, blickte mit vielfachendem Lächeln auf das begeisterte Ehepaar. In diesem Lächeln lag das Mitleid eines Menschen, der nie einen Schritt vor seiner Verzagung abgewichen ist, mit armen Neugaten. Es lag aber außerdem

noch so viel Heintliches, klüglichschweigendes darin, daß die neugierige Professorin, aufs höchste gespannt, herausplattete: „Was meinst du, Sophienchen? Weißt du etwas?“

Frau von Menstedt aber machte nur dunkle Andeutungen von einem „Stelet im Hause“. „Und in einer jungen Ehe, eh' die Leutchen noch Vertrauen zu einander fassen können — das ist immerhin bedenklisch.“

Eine Viertelstunde später war der Abschied überstanden, das junge Paar auf dem Wege zur Bahn.

Als Lotte an einer Sitzbank zufällig einen Blick aus dem Wagen warf, bemerkte sie wieder die junge Frau in Schwarz, die hier in der Gegend wohnen oder häufig zu thun haben mußte.

Aber fast schien's, als habe sie heut jemand erwartet. Als sie den Wagen erblickte, weiteten sich ihre Augen, als wolle sie das Bild der beiden Frauen mit einem gierigen Blick in sich einsaugen. Und auf einmal kam Lotte eine Vermutung, daß sie, erblassend, sich in die Kissen zurücklegen mußte.

„Mein Gott, was war denn?“ rief Hubert betroffen. „Hast du etwa am heilichsten Tage die weiße Frau gesehen?“ fügte er scherzend hinzu.

„Nein, Hubert — aber die schwarze. Die schon öfter hier herumgespukt hat. Hast du denn nichts bemerkt?“

„Nein, gar nichts,“ lächelte er. „Das kannst du übrigens auch nicht verlangen.“ Und er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küßen.

„Hubert,“ sagte sie leise, „sieh mich doch nicht so an.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich bange bin um unser Glück. Es ist so groß.“

Sie fuhren nun ein Weilschen in der Welt herum; aber nicht in der Richtung, die der große Zug aller Hochzeitsreisenden nimmt. Denn für den Süden war's jetzt, Anfang Juli, nicht mehr die rechte Jahreszeit. Auch wollte Hubert, der noch kaum über Berlin und Göttingen hinausgekommen war, lieber ein größeres Stück von Deutschland sehen.

Sie gingen also zunächst nach Thüringen und verlebten ihren ersten Ehe tag in Weimar.

Ein edler Sommertag, heiß und sonnig, mit goldener Lindenblüte und fleißig schaffenden Vienen, mit reisenden Vorn, das sich unter der Last der Aehren beugte, mit leuchtenden Wohnblüten an den Rainen, bunten Vienen und einem tiefblauen Himmel. Baumstolos und stillfelig, wie die ersten Menschen im Paradies, gingen sie zu allen Gedenkstätten des alten kleinen Imsbüdens, das sich Erinnerungen an die beiden Großen förmlich gepflastert ist. Und es war, als stiegen diese zu ihnen herab aus ihrer fahlen Höhe und würden ihnen menschlich vertrauter, liebenswerter.

Sie besuchten auch Goethes Gartenhaus in Park draußen und wandelten zwischen den geradlinigen Beeten hin, in denen noch immer die altmodischen Blumen gezogen wurden, die der alte Herr geliebt hatte.

Im Park blieben sie vor einem Felsen stehen, in den eine eiserne Tafel mit einer Inschrift eingegraben war. Sie lasen zusammen:

„Hier im Stillen gebachte der Liebende seiner Geliebten.“

Hubert sah seine junge Frau lächelnd an. „Du weißt, wie sie hieß?“

„Lotte nicht.“

„Wie du. Und wie alle oder doch die meisten Frauen, die in dem Leben der beiden Dichter eine Rolle gespielt haben.“

„Wie galant! Daran habe ich noch gar nicht gedacht.“

„Aber ich. Gleich als ich zum erstenmal deinen Namen hörte: Lotte. Und da dachte ich an Werthers Lotte und an Lotte von Stein.“

Sie lachte glücklich. „Du machst mich ja ordentlich eitel auf meinen altmodischen Namen. Und ich habe mich so oft über ihn geärgert.“

„Es ist der schönste Name, Lotte. Und vielleicht eine gute Vorbedeutung für mich.“

„Ich glaube, heut bist du nicht kompetent, Schatz. Heut gefiele dir mein Name, und wenn ich Urjelolandine hieße.“

Sie lachten beide so herzlich, so aus tiefer, inniger Glückseligkeit heraus, wie die Kinder lachen. „Das beste habe ich uns bis jetzt aufgezählt,“ sagte Hubert, „als schon die Sonne dieses einzigen Tages im Sinken war und sie milde vom Genießen in die Stadt zurückkehrten.“

Er führte sie durch ein paar Gäßchen mit großen Namen auf einen Platz, den ein unscheinbares Gebäude im Hintergrund abschloß. Sie standen vor dem Denkmal der beiden Dichtersfrauen — sie wußten nicht wie lange. Aber das Abendrot überzog allmählich den Himmel wie der Widerschein einer Feuersbrunst.

Endlich senkte Charlotte und suchte Huberts Auge. Und zum erstenmal sah sie es feucht.

„Ich habe mir erst den Segen holen wollen von den beiden,“ sagte er. „Sieh mal, das war gestern alles sehr schön. Aber diese zehn Minuten hier — die vergeß ich nie im Leben.“

Wie sie ihn verstand! Sie nickte nur und schmiegte sich fester an ihn.

„Dah man hier nicht niederknien darf wie in einem Tempel,“ sagte er und rief sich endlich los. „Es ist doch auch heiliges Land. Und ich habe ein Gelübde getan.“

„Siehst du, das habe ich dir angesehen. Und ich weiß sogar, was du gelobt hast.“

„Das mußt du auch wissen: jeder Gedanke, jeder Atemzug für die Kunst!“

Sie schweig darauf eine lange Weile, während er sich seinem Sinnen überließ. Endlich fragte sie leise und zaghaft: „Und ich?“

„Du?“ rief er mit stolz aufleuchtenden Augen. „Du bist Glück, Schmutz, Unverdienendes — Unverdienbares. Das andre aber ist Lebensbedingung, harte, eiserne Notwendigkeit.“

Wieder gingen sie langsam weiter, in der toten StraÙe einen lauten Wiederhall ihrer Schritte erweckend. Lottens war's wie ein seltsamer, süß-bitterer Traum: diese stille, abendankle, fremde Stadt — und sie an Huberts Seite. . .

Endlich fiel ihm ihr beharrliches Schweigen auf. „Lotti, was hast du?“ fragte er zärtlich. Er sah ihr ins Gesicht — aber war's die dämmernde Beleuchtung? Es schien ihm etwas von dem Glanz fortgewischt, der ihr den ganzen Tag aus den Augen getraucht hatte.

„Hubert,“ fragte sie mit leiser, zitternder Spannung, „sag mir, kannst du dir das Leben noch vorstellen — ohne mich?“

„Lotti!“ rief er fast entsetzt, „wie kannst du so fragen!“

„Nein, nein, keine Ausflüchte! Sei ganz ehrlich! Nicht wahr, du kannst's?“

Er ging mit sich zu Räte, lange und gewissenhaft. Sie wußte es — sie würde die volle Wahrheit hören. Und das Herz schlug ihr in einer thürstürmigen Unruhe.

„Ich müßte es ja doch,“ sagte er endlich. „Es wäre das Fürsichtbarste, was mich treffen könnte — aber, Geliebte, tragen müßt ich's, als Mann.“

„Ach, Hubert, siehst du, das ist der Unterschied: nein, ich könnte es nicht! Du — und das Leben — ihr seid eins für mich. Ich kann euch nicht mehr trennen.“

Er redete scherzend auf sie ein, was ihr einfiele, heute so tragische Töne anzuschlagen, und ihm zuliebe zelte sie auch bald wieder ihr heiteres Gesicht, aber ein leichter Druck blieb in ihr zurück.

Gestern hatte sie noch gesagt: wie werde ich mein Glück tragen? Heute dachte sie: es ist schon dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Eine Woche noch streiften sie wie die Zugvögel, die sich jeden Abend auf einem andern Zweig niederlassen, durch das schöne Thüringer Land und steuerten dann weiter westwärts. In Wiesbaden, das Lotte schon oft berührt hatte auf den ausgedehnten Reisen mit ihrem Vater, wollten sie längere Station machen.

Daß die Saison vorüber war und die prächtigen Wege des Kurorts nicht mehr so belebt, sagte ihnen beiden zu. Sie hatten sich nun miteinander schon ein wenig eingewöhnt. Aber sie waren doch am liebsten allein.

Hubert war dies Leben aus dem Vollen manchmal bedrückend. Seine lange Vergangenheit sparte

noch nach. Ueberall, wo sie in den Hotels vorbrachen, gab man ihnen die besten Zimmer — jedenfalls auf Lottes dislinguirtes Aeußere hin — und er lächelte oft ironisch, wenn er sah, wie sich Kellner und Stubenmädchen in Zuversichtlichkeit erschöpften. Seine frühere Wirrin fiel ihm wohl ein — das waren so Gegenätze!

Und Lotte fand das alles ganz in der Ordnung. Ja, manchmal war sie nicht einmal zufrieden und verlangte diese oder jene Bequemlichkeit, die er kaum dem Namen nach kannte.

Doch ließ er ihr vollkommen freie Hand. Sie machten Halbpast bei allen, was sie gemeinsam verbrauchten, und fanden diese Methode vortrefflich. In seinen persönlichen Bedürfnissen aber blieb er so bescheiden, daß Lotte ihn öfter ganz erstaunt fragte, warum er sich sah ließe.

„Aber Kind,“ sagte er dann, „so fürklich wie jetzt habe ich in meinem ganzen Leben nicht geschweigt.“

Sie drang dann nicht weiter in ihn. Sein „früheres Leben“ berührte sie nicht gern, und sie hatte immer ein bißchen Angst, daß etwas Beinliches zur Sprache kommen könnte. Aber sie schmuggelte ihm allerlei Gutes unter und war glücklich wie ein Kind, wenn er sich's gefallen ließ. Nur forderte er sehr entschieden, daß diese „Verwöhnung“ nicht zur Regel werde.

„Weißt du, Schatz, ich habe dich im Verdacht, ein heimlicher Geizhals zu sein,“ sagte sie eines Tages, als er sich trotz ihrer Bitten nicht bewegen lassen wollte, eine Wagenfahrt nach dem „Gausseehaus“ zu machen.

„Geizhals?“ lachte er gutgelaut. „Weil ich die Fahrt mit der Bahn vorziehe, die nicht den zehnten Teil kostet und uns in kürzester Zeit ans Ziel bringt!“

„Nein, weil du Schätze sammelst, wie's scheint, aus bloßer Liebe zum Mammon,“ sagte sie unüberlegt.

Hubert wurde ein wenig rot. Und Lotte fuhr neckend fort: „Gute's mir, du sparst schon zu Weihnachten! Gewiß zu einem Kleide für mich. Ich bin ja auch so abgeriffen. Oder zu einer Brosche. Mir fehlt gerade noch eine am Vierelhundert —“

Aber sie verstimulte mitten in ihrem unbedachten Scherz. Sie sah, daß sie einen wunden Punkt berührt hatte. Er war plötzlich ganz verändert, finster und streng, so daß ein leichtes Gefühl der Furcht sie beschlich.

„Du weißt doch, daß ich Verpflichtungen habe,“ sagte er kurz, beinahe schroff.

Da war's ihr auf einmal, als wenn die helle Sonne aus der besseren Landschaft verschwände und alles um einen eisenen Säulen trüber und farbloser würde.

Schweigend gingen sie weiter, immer bergauf, einen herrlichen, breiten Waldweg, der sie zu einem Aussichtspunkt, dem Seierskopf, führte. Aber ihre Hüfte wollten Lottes schweres, mutloses Herz gar nicht mehr tragen. Zum erstenmal meldete sich's, das Dunkle, vor dem sie sich als Braut gefürchtet und das seine Gegenwart verschleucht hatte. Sie empfand es als etwas, das nicht sein sollte, das sie nicht wecken durfte, und das eigentlich immer auf der Lauer lag und ihr bange machte.

Jetzt hatten sie die Höhe erreicht. Uralte riesige Eichen standen da zwischen schlanken jungen Bäumen. Der Blick ging hinab auf waldige Berge und weiter sich links in der sonnigen, durtverschleierten Ebene, als tauche er in die Unendlichkeit. Da glitzerte ein breites, weißes Band — der Rhein. Da ragten die fernen Türme des „goldenen Mainz“ — Städtchen und Dörfer reichten sich aneinander — unabsehbar, kleiner und kleiner — Menschen, Arbeit, froher Lebenstrieb, der Felder und Weinberge behaute, den Rauch aus hohen Fabrikshornsteinen in den Himmel jante und sich in den mannigfaltigsten Formen betätigte.

Im Vordergrund kletterten die Willensfrauen Wiesbadens bis an den Rod empor, während die eigentliche Stadt mit ihren roten und grauen Dächern, ihren schlanken Kirchtürmen, halb in eine golddurchwirkte Dampfwolke gehüllt, tief im Kessel lag.

Nachdem Lotte eine Weile auf dies lebensvolle Bild geblickt hatte, wurde ihr das Herz wieder weit.

Nur nicht kleinlich sein! rief sie sich tapfer zu. Du hast's einmal übernommen, den Mann mitant

der Vergangenheit. Und so drückte sie seinen Arm und sagte: „Sieh mich an, Hubert.“

Da versenkte er sich in ihr junges, zartes, liebevolles Gesicht, als sähe er es zum erstenmal.

„Du weisst noch gar nicht, was für einen schrecklichen Menschenfeind du geheiratet hast, Liebste,“ sagte er mit einem traurigen Lächeln.

„Ich merk' es eben, Schatz.“

„Ich habe noch so vieles zu verwinden, Loto. Eine solche Jugend — die schüttelt man nicht ab, wenn plötzlich das Glück kommt. Wirst du's auch nie vergessen?“

„Es ist nicht leicht, Hubert. Manchmal hab' ich ein bißchen bange. Ich weiß so wenig, und gerade deshalb denke ich mir zu viel. . .“

„Du mußt alles wissen, Lotte. Es war ein Unrecht, daß ich darauf einging, die's damals zu verschweigen. Aber jetzt, wo wir Mann und Frau sind —“

Sie war ganz blaß geworden. Und wie damals streckte sie abweichend die Hände aus und rief angstvoll: „Nein, nein!“

„Aber Kind, dieser Vogel-Strauß-Politik kannst du doch nicht lebenslang treiben.“

„Ich hab' noch nicht den Mut, vielleicht später!“ Fürchtest du, daß deine Liebe nicht standhält?“ fragte er mit leiser Bitterkeit.

Sie war sich selber nicht klar, was alles in ihr gärte und brodelte und Wosen schlug. Sie sagte aber fest und entschlossen: „Frage nicht, Hubert. Laß mich. Wenn ich so weit bin, komm' ich dir selber.“

Er drückte ihr kräftig die Hand. „Gut, Lotte. Und je eher, je lieber. Ich werde nicht versuchen, mich wegzumachen. Und doch hoffe ich, daß du mich freisprechen wirst.“

Nun hüteten sie sich beide, den heißen Punkt von neuem zu berühren. Was Vergangenheit! Die Gegenwart war reich genug, um ihre Seelen bis zum letzten Winkel anzufüllen! —

Ein paar Tage später standen sie zusammen zu Füßen der Germania auf dem Niederwald. Und als sie sich an dem herrlichen Denkmal und an dem Panorama zu ihren Füßen sattgehen, das vielleicht nirgends in Deutschland feinesgleichen hat, kaufte Lotte ein paar Postkarten, um den übrigen Geißle zu senden.

Dann setzten sie sich auf der Veranda des Häuschens, in dem das Modell des Denkmals aufbewahrt wird, an einen Tisch, und Charlotte trippelte eine Weile eifrig mit Huberts Messeder. Als sie fertig war, reichte sie ihm die Karte, damit er sie „Benutz passieren“ lasse.

Er las halblaut. „Hier sitzen wir also wieder wie damals, weißt du noch, Kläre? Du warst zwar noch ein Schalmädel und trugst kurze Kleider. Aber die Germania wirkt Du so wenig vergessen haben wie das famose Abenteuer mit Lebensrettung und so weiter. Was macht übrigens der Bewußte? Habt ihr lange nichts von ihm gehört? Mit tausend Grüßen Lotte.“

„Ich möchte mir doch erst einige Fragen erlauben,“ meinte Hubert mit scherzhafter Wichtigkeit. „Wer ist der Bewußte? Und auf was für ein Abenteuer mit Lebensrettung spielt du an? Von der Verantwortung dieser beiden Fragen hängt es ab, ob du diese Karte fortzuschicken darfst oder nicht.“

„O du Gestranger!“ lachte sie, glücklich, ihn so heiter zu sehen, — dann gefiel er ihr doch gar zu gut. „Also mußt ich wirklich beichten?“

„Unbedingt!“

„Also der Bewußte ist Doktor Wedekind.“

Hubert zuckte ein wenig zurück. Er sah sie sich aber schnell. „Ach ja, hier habt ihr euch ja kennen gelernt.“

„Ja, wohl. Und waren gleich ein Herz und eine Seele mit dem guten Kerl. Besonders die Kläre hatte ihn glühend in ihr Herz geschlossen. . .“

„Hat er ihr das Leben gerettet?“

„Nein, aber dem Sip. Das Tierchen fiel, als wir das Dampfschiff nach Bingerbrück bestiegen wollten, von der Brücke ins Wasser. Und Karl Wedekind setzte auf Kläres verweifeltes Geschrei gleich ein paar Leute in Bewegung, die es mit ihrem Mann einholten, worauf er es mit einem tüchtigen Griff dem nassen Tode entriß. So, nun schreib deinen Gruß hier in die Ecke.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Deutsch-Neuguinea.

Von Gustav Meische.

Das größte Schutzgebiet in der Südsee hat in diesen Jahren der Kolonialbegeisterung leider nicht die Beachtung gefunden, die es nach seiner ganzen Beschaffenheit verdiente, und erst neuerdings ist durch die dem Reichstag zugegangene Vorlage, betreffend Uebernahme der Kolonie durch das Reich, sowie durch Goldfunde und einige andre Entdeckungen die Aufmerksamkeit wieder auf diesen, von der Natur mit verwunderlicher Fülle ausgestatteten Erdenteil gelenkt worden. Einer der Gründe, weshalb das Schutzgebiet so wenig Beachtung fand, lag wohl darin, daß es in kurzer Zeit große Wandlungen durchgemacht hat, und daß es selbst für den Kolonialfreund mit Schwierigkeiten verbunden ist, sich eingehend zu orientieren. Neuerdings hat sich aber der größte Teil des wirtschaftlichen Lebens an der Nitrolabe-Bai konzentriert und ist ein gewisser Stillstand in der früheren Bewegung eingetreten.

An der Nitrolabe-Bai hat sich vor allem die Tabak-

Tabakpflanzung in Stephansort, im Hintergrunde Gebirge mit dem legend. Keienberge.



Kultur in Stephansort entwickelt, mit welchem Namen das Zentrum der dortigen wirtschaftlichen Betätigung am besten bezeichnet wird. Die Station Erima am Erimaboten hat jetzt weniger Bedeutung. Es stehen dort einige Wohnhäuser im Sumatranstil für den Vorsteher und sonstige Beamte, und einige Lager-

Wenigstens mit künstlichen Narben. Eingeborene aus Benga bei Wandkankaboten.

Arbeiter v. d. Insel Waia im Nitrolabe-Niederland (oben gezeichnet und nachfolgend erweitert). Eingeborene von Owa-Woi.

Familie im Dorf Kala.

häuser, zu denen neuerdings noch eine Sägemühle gekommen ist, um hauptsächlich der Bearbeitung des jetzt mit Schwung betriebenen Exports von teuren Möbelhölzern zu dienen. Das Leben und Treiben in Crinabalen entspricht aber wesentlich dem Verkehr zwischen Ihm und Stephansort. Am übrigen ist Crina nur eine offene Kede, auf der häufig eine hohe See steht. Die Besiedlung rührt von zwei vorgelagerten Riffen her, die Landungsboote einen sicheren Schutz gewähren.

Wir kommen am besten nach Stephansort, wenn wir den kleinen Feldbahnperfectionsmoog und ein Geipann Ochsen benutzen. Diese Feldbahn war nach den letzten Berichten mit ihren Abzweigungen etwa 12,000 Meter lang. Der Einfachheit wegen wird die Bahn mit Ochsen in Bewegung gesetzt, da der Verkehr nur ein spärlicher ist und der Ochsenbetrieb sich unter diesen Verhältnissen noch billiger stellt als Maschinenbetrieb. Denn alle Maschinen verlangen in den Tropen ganz besondere Pflege, und die häufigen Reparaturen machen ihren Betrieb stets teuer.

Stephansort zerfällt in mehrere wirtschaftlich getrennte Teile, die der Tabak-, Baumwollen- und Kaffeekultur dienen. Die Tabakkultur, die unter günstigen Verhältnissen am meisten einbringt, erfordert wegen der intensiven Bewirtschaftung die meisten Kräfte. Schon das Mähen des Bodens von dem Wald und das Traktieren ist eine sehr kostspielige Arbeit. Ist der Boden mit der Hacke genügend vorbereitet, so geht es zuerst an die Anlage der Saatbeete, die zum Schutz gegen die verienende Sonne mit einem niedrigen

Gras- oder Platterdach versehen werden. Mit dem Aufkommen der Saat beginnt die schwierige, eine große Sorgfalt erfordemde Arbeit, die Pflanzen gegen tierische Feinde zu schützen, die großen Schaden anrichten können. Für

diese und die andern Arbeiten hat die Compagnie chinesische Ruffs eingeführt, mit deren Hilfe der Tabakbau auf Sumatra eine hohe Höhe erreicht hat, aber es ist auch andres Arbeitermaterial aus Java und den Südee-Indien



Crinabalien.

Wändlicher Sägefisch, von einem chinesischen Fischer gefangen.

Weg von Desayim zum Hospital Stephansort.

eingeführt worden. Der Papua von Kaiser-Wilhelmsland scheint sich nur sehr schwer zur Arbeit bequemen zu wollen. Auf die weitere dem Tabak zu teil werdende Pflege können wir hier nicht näher eingehen. Es genügt, zu bemerken, daß je nach der Witterung der Tabak ungefähr in 60 bis 90 Tagen nach dem Auspflanzen reif zum Schnitt ist und dann in die langgestreckte fermentierheime gebracht wird, die im Hintergrunde eines der Hügel vor den Vorbergen des Finisterr-Gebirges sichtbar wird. Der Arbeiterbestand von Stophantort, einschließlich Grimahatens, stellt sich auf etwa 300 Chinesen, 250 männliche und 160 weibliche Javanen und 600 Melanesen, zusammen rund 1900 Köpfe. Die Chinesen sind, wie wir noch nebenbei bemerken, auch als Kaufleute und Händler tätig, und es kommt oft genug vor, daß sie auch gefährliche Penobren der Tiefe, wie den Schwertfisch und den Hammerhai, zur Strecke bringen.

Außer den Chinesen und Javanen wird ein großer Prozentsatz der Arbeiterkraft von andern Inseln der Südsee eingeführt, da sich ein richtiges System der Anwerbung und eine Art Sachdienlinger herausgebildet hat. Die unteren drei Wüsten stellen Eingeborene aus Kaiser-Wilhelmsland dar, die oberen zwei solche aus dem Bismarck-Archipel. Für die große Arbeiterkraft ist in vorzüglicher Weise gesorgt worden, besonders in Krankheitsfällen. Da gibt es ein Isolirhaus, Männer- und Weiberkrankenhaus, getrennt, eins für innere und eins für äußere Krankheiten. Die Leute, welche den Fisch betraden, gehören wohl den leichtesten Kranken an, die ambulant behandelt werden, denn im Hintergrunde wird das Krankenhaus sichtbar, zu dem eine Allee von jungen Kokospalmen führt, deren prächtige Weiden aus dem Boden herauszuwachsen scheinen. Diese Kokospalmen sind der eigentliche typische Baum der Südsee-Inseln und geben der Küstenlandschaft ein eigenes Gepräge. Ihre Frucht dient den Eingeborenen zur Nahrung, die Blätter werden als Dachbedeckung verwendet, die Blattrippen zu allerlei Fischweil, der harte Rest um die Frucht wird zu Stricken verarbeitet, und schließlich wird noch der Palmwein, ein in gegorenem Zustande kräftig herauschendes Getränk, gewonnen. Die Kokospalme, die glücklicherweise mit einem mageren Boden ausreicht, ist in der That einer der nützlichsten und dabei schönsten Bäume der Tropen.

Die königliche Biologische Anstalt auf Helgoland.

Mit 5 Abbildungen nach Aufnahmen von Helgolander Schröter.

Dr. Paul Hermann.

Die Gründung der Biologischen Anstalt auf Helgoland fällt in das Jahr 1892. Laboratorien an der Meeresküste, die die wissenschaftliche Erörterung des Meeres zum Zweck haben, bestehen an mehreren Punkten, besonders der englischen, französischen und italienischen Küste, schon seit längerer Zeit und wurden gemeinlich als zoologische Stationen bezeichnet, weil zur Zeit ihrer Entstehung gerade die Unternehmung über die Entwicklungsgeichte der marinen Tiere im Vordergrund des Interesses stand. Die berühmteste und am vollkommensten eingerichtete Station, die zu Neapel, verbandt vorzüglich der Energie eines deutschen Gelehrten, A. Dohrn, und der verständnisvollen Unterstützung der deutschen Regierung ihre Aufgaben; ihre Lage an einem außerdeutschen Küstenpunkt ist dem Umstande zuzuschreiben, daß die Fauna der deutschen Gewässer, der Ost- und Nordsee, als eine weniger reichhaltige bezeichnet werden muß, und daß überdies die Unmöglichkeit Kiel bereits die Erörterung dieser Meeresabzweige als ihre natürliche Aufgabe erkannt hatte und darin von der 1870 begründeten Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere, die ihren Sitz in Kiel nahm, auf das Beharrlichste unterstützt wurde. Ein Punkt aber im deutschen Meeresgebiete war es, der von jeher das Interesse der deutschen Zoologen und Botaniker auf sich gezogen hatte, die kleine, im englischen Besitz befindliche Insel Helgoland, die an Mannigfaltigkeit und Reichtum der Tiere und Pflanzen alle andern Punkte weit übertrifft. Wenn trotzdem alle Pläne, hier eine ausschließlich wissenschaftlichen Meeresuntersuchungen dienende Station ins Leben zu rufen, immer wieder beiseite gelegt werden mußten, so hatte dies vornehmlich seinen Grund in den Schwierigkeiten, die in der Frage der Zugehörigkeit zu einem fremden Staate lagen. Als daher Helgoland im Jahre 1890 in deutschen Besitz kam, wurde der alte Plan sofort wieder aufgenommen und mit Unterstützung der Berliner Akademie der Wissenschaften, der Deutschen zoologischen Gesellschaft und des Deutschen Seefischereivereins von der preussischen Regierung glücklich durchgeführt.

Die der Biologischen Anstalt zugewiesenen Aufgaben gestalten in solche der reinen Biologie des Meeres und solche der angewandten Meereskunde, das heißt praktisch-wissenschaftliche Untersuchungen im Dienste der deutschen Seefischerei. Die letzteren, die rein biologischen Aufgaben betreffen allgemein in der Untersuchung der Lebensverhältnisse in den deutschen Meeren, fürs erste in der Nordsee. Dieser Zweck, in dem weitestgehenden und umfassenden Sinne, der

in den Worten liegt, von ihr als Programm angenommen, umfaßt eine Reihe besonderer Aufgaben. Zunächst wurde die systematische Erörterung der Fauna und Flora des Helgoland umgebenden Meeresabzweiges in Angriff genommen und, soweit es die zur Verfügung stehenden Mittel bisher erlaubten, auch auf die Tier- und Pflanzenwelt der benachbarten Küstenteile ausgedehnt. Nach der systematischen Bearbeitung des Materials, gleichermäßen der Inventaraufnahme, die entsprechend dem geringeren Formenreichtum hier weniger Zeit in Anspruch nehmen wird wie in Neapel, kann dann jenes unerforschliche Gebiet betreten werden, das die Fragen der speziellen Morphologie und Anatomie, der Entwicklungsgeichte, der allgemeinen Biologie, der Physiologie und des Arbeitsgeschehen in sich faßt. Um von der Mannigfaltigkeit dieser Aufgaben eine Vorstellung zu geben, sei nur erwähnt, daß eine allgemeine Biologie die Fortpflanzung, die Entwicklung und Ernährung, die Abhängigkeit von äußeren Bedingungen, die Lebensdauer, die Wanderungen von Tieren und Pflanzen, den Wechsel der Fauna und Flora in den verschiedenen Jahreszeiten, die Anpassung der Organismen und vieles andere zu berücksichtigen hat. Zu der Erörterung der marinen Lebensverhältnisse gehören aber auch die Fragen nach der physikalischen und chemischen Beschaffenheit des Meerwassers, nach den Meeresströmungen und dem geologischen Bau des Meeresbodens. Zu den bemerkenswerten Aufgaben der Biologischen Anstalt ist ferner die Beschaffung von lebenden und konservierten Seetieren und Pflanzen für wissenschaftliche Institute, Schulen und so weiter zu rechnen. Der Bestand von solchem wissenschaftlichen Material hat in den letzten Jahren einen recht bedeutenden Umfang erreicht.

Der zweite und in Zukunft immer wichtiger werdende Teil der Arbeiten der Biologischen Anstalt liegt, wie bereits gesagt wurde, auf dem Gebiet der praktisch-wissenschaftlichen Arbeiten im Dienste der Seefischerei. Es ist bekannt, welchen ungeheuren Aufschwung die Hochseefischerei in der Nordsee in den letzten fünfzig Jahren genommen und welchen erfreulichen, von Jahr zu Jahr steigenden Anteil auch Deutschland an der gewonnen hat. Die Möglichkeit einer Ueberfischung der Nordsee als Folge dieser fortwährend gesteigerten Befischung namentlich mit dem großen Grundring und Krawal liegt nach dem Urteil zahlreicher Sachverständiger sehr nahe, und schon beschäftigt man sich in den interessierten Küstenländern, namentlich in England, ernstlich mit der Erzeugung, ob nicht durch internationale Schonungs- und rationaleren Betrieb der Fischerei der drohenden Gefahr vorgebeugt werden kann. Dabei erkennt man immer deutlicher, daß eine der ersten und unerlässlichen Vorbedingungen für einen gedeihlichen Betrieb der Hochseefischerei eine genaue, wissenschaftlich begründete Kenntnis der Naturgeschichte der nützlichen Seefische ist, ihrer Ernährung, ihrer Wanderungen und ihrer Abhängigkeit von den physischen Bedingungen des Meeres. Die Notwendigkeit, solche Kenntnisse zu sammeln, rechtfertigt voll auf die Errichtung wissenschaftlicher Seefischerei-Laboratorien am Meere. Die Helgoländer Anstalt nimmt unter diesen speziell auf dem Seefischereigebiet arbeitenden Laboratorien jedenfalls eine der ersten Stellen ein.

Die Anstalt wird von einem Direktor, dem bekannten Zoologen Professor Grunke, geleitet, der zugleich Mitglied der Meereskommission ist und sich durch seine Untersuchungen über die Naturgeschichte des Herings und seine Arbeiten auf dem Gebiete der Seefischerei einen Namen erworben hat. Er wird in seiner Aufgabe von drei Assistenten unterstützt, die gleichsam als Abteilungsleiter fungieren und von denen der erste, Dr. Hartland, die wissenschaftliche Zoologie, der zweite, Dr. Ehrenbaum, die Seefischerei, und der dritte, Dr. Rudstam, die Botanik vertreibt. Diese vier wissenschaftlichen Beamten arbeiten dauernd an der Durchführung des oben dargelegten vielseitigen Programms der Anstalt. Aber abgesehen davon, daß ihre Kräfte für ein so reich verzweigtes Gebiet, wie es die moderne Zoologie und Botanik ist, nicht ausreichen würden, soll die Helgoländer Station gleich ähnlichen Instituten an andern Küstenpunkten auch den Gelehrten des Binnenlandes eine Arbeitsstätte bieten, wo sie bequem und mit allen Hilfsmitteln eines größeren Universitätsinstituts ausgerüstet, ihren Studien obliegen können. Es sind deshalb an der Anstalt sieben „Arbeitsstühle“ für fremde Gelehrte eingerichtet und mit allem Zubehör reichlich ausgestattet.

Die wissenschaftlichen Arbeitszimmer und die zu ihnen gehörigen Räumlichkeiten befinden sich in einem früheren Logierhaus, das vom Staate zu diesem Zwecke angekauft und umgebaut wurde, an der Ostspitze des Unterlandes in sehr günstiger Lage unmittelbar an der See. Auch das daneben liegende, früher der Post dienende Gebäude ist für die Zwecke der Biologischen Anstalt eingerichtet worden, indem die Post ihr sehr stattliches Heim in der Kaiserstraße bezogen hat.

Ein neues, mit allen modernen wissenschaftlichen Einrichtungen versehenes Institutgebäude stellt der Anstalt leider noch. Die jetzigen Gebäude und Erweiterungen derselben können nur als Provisorium angesehen werden, teils wegen der Kleinheit der Räume, teils und vor allem deshalb, weil die unentbehrlichen größeren Aquarieneinrichtungen mit direkter Seewasserleitung fehlen und ohne umfassen-

den Raum nicht eingerichtet werden können. Gerade die Beobachtung lebender Tiere und Pflanzen muß ja zu den wichtigsten Aufgaben eines maritimen Laboratoriums gerechnet werden, das allgemeine biologische Probleme lösen will und unter anderem auch die künftige Ausdehnung von Seetieren, speziell Nahrungsmitteln im Interesse der Seefischerei anstrebt.

Im übrigen kann die innere Ausstattung der Biologischen Anstalt eine befriedigende und für die gegenwärtigen Verhältnisse durchaus genügende genannt werden. Es fehlt weder an den nötigen optischen und technischen Instrumenten, wie Mikroskopen, Mikrotomen, mikro- und makrophotographischen Apparaten und all den speziellen Vorrichtungen und Werkzeugen, die bei der sehr entwickelten Technik der Untersuchungsverfahren erforderlich sind, noch an den zahlreichen Reagentien und Konservierungsmitteln; vor allem ist aber bereits jetzt eine reiche Bibliothek von etwa 2400 Bänden und zahlreichen Periodiken vorhanden, die außer einer Reihe allgemeinerer und spezieller Einzelwerke auch 125 verschiedene Zeitschriften umfaßt. In dieser Hinsicht hat die Helgoländer Anstalt manches ältere Laboratorium überbittelt.

Ein guter Schritt vorwärts wurde in ihrer Entwicklung getan, als das Streben nach Erweiterung der Räumlichkeiten zur Errichtung eines Museums führte. Das frühere Konversationshaus, ein stattliches Gebäude an der Siemensstraße, wurde der Biologischen Anstalt von der Gemeinde zur Begründung eines „Nordseemuseums“ überlassen. Dieses Museum soll mit der Zeit eine vollständige wissenschaftliche Sammlung der Tier- und Pflanzenwelt der Nordsee umfassen, also ein Vorkabinett der Nordsee und der benachbarten Meere werden, zugleich aber auch als Schauplatz dem zahlreich Helgoland besuchenden Badepublikum anheimliche Belehrung über das Leben des Meeres bieten. Freilich, ohne die Hochherzigkeit eines deutschen Gelehrten, des namhaften Botanikers Pringheim, der 25000 Mark für diesen Zweck stiftete, würde der Plan auch heute noch auf seine Ausführung warten. Nachdem im Jahre 1896 mit diesem Geld der Umbau des Hauses, zu dem auch ein hübscher Garten gehört, bewirkt und mit Hilfe eines weiteren staatlichen Zuschusses die erste Einrichtung bewerkstelligt worden war, konnte im vorigen Sommer der untere Saal dem öffentlichen Besuch übergeben werden. In ihm hat zunächst die berühmte und wissenschaftlich höchst wertvolle Sammlung Helgoländer Wandernogel Gänge gefunden, die der vorerwähnte Regierungsekretär Gütle durch fünfzig Jahre hindurch gesammelt hat und die 1890 vom Reiche angekauft wurde. Voraussichtlich wird schon in diesem Jahre auch der obere große Saal dem Publikum zugänglich sein.

Sehr vorteilhaft ist die natürliche Lage der Station, mitten in einer Meeresbucht und ohne die Nachteile einer großen Stadt, deren Abwässer für das Tier- und Pflanzenleben sehr nachteilig sind. So ist es möglich, nicht nur gut entwideltes Material zu sammeln, sondern dasselbe auch auf das reichste, oft innerhalb einer Stunde, nachdem der Wunsch danach geäußert wurde, zu beschaffen. Es sind hier keine langen Dampf- und Bootfahrten nötig, wie beispielsweise in Kiel oder auch in Triest, wo durch große Distanzen die nachgelagerten Tier- und Pflanzenbestände beeinträchtigt oder gar zerstört werden sind, das Arbeitsmaterial findet sich hier vielmehr im nächsten Sinne des Wortes vor der Thür.

Die Beschaffung des frischen Untersuchungsmaterials, überhaupt die ganze wissenschaftliche und praktische Fischerei auf der See, wird von dem Fischmeister der Anstalt, Ivo Jens Vormel geleitet, unter dem die dauernd von der Station beschäftigten und vortrefflich geschulten Fischer arbeiten. Als Exkursionsfahrzeuge dienen zwei Ruderboote, zwei Segelboote und ein sechsstündiger Petroleummotor, mit dem auch mehrere Fahrten nach den friesischen Inseln und der Elbmündung unternommen werden.

Zum Schluß bitten wir den Leser, uns im Geiste auf einigen Exkursionen zu begleiten. Eines der interessantesten Terrains, sowohl in zoologischer wie botanischer Hinsicht, ist die sogenannte Westseite, das heißt jenes bei niedrigeren Wasserstand trocken fallende Klippengebiet, das der seichtest aufsteigenden Felswand im Südwesten vorgelagert ist. Besonders im Frühjahr, zur Zeit der tiefen Ebbe, ahnelt es einem frischgepflanzten Ackerfeld, das von zahlreichen, mit Wasser gefüllten Rillen der Länge und Breite nach durchzogen wird. Die Hauptmasse der Vegetation wird hier durch den Sägeragel, *Fucus serratus*, gebildet, der in malarischen dunkelbraunen Büscheln die Felsen bedeckt, um nach der tiefer gelegenen Küste allmählich von den bis vier Meter langen, hellbraunen, prächtig gewellten Bändern des Zuckertanges (*Laminaria saccharina*) oder den riesigen, palmenähnlichen Wedeln des Fingertanges (*L. digitata* und *L. hyperborea*) abgelöst zu werden. In den tieferen, auch bei Ebbe mit Wasser gefüllten Rillen gewahren wir das sichtlich geteilte, dunkelbraune Laub der Roteiche (*Halidrys*), das besonders in Frühlommer von den freudgrünen Büscheln einer *Cladophora* reizend gesäumt wird. Der oben erwähnte Sägeragel wird nicht den Laminarien und andern Fuocanen an der norwegischen, schottischen und französischen Küste zu Hilfe (Relp) verbrannt, die dann zur Jodgewinnung weiter verarbeitet wird.

Auch auf Helgoland bestand noch in den fünfziger Jahren eine solche Holzindustrie, als aber später das holländische Jod dem in Europa gewonnenen mehr und mehr Konkurrenz machte, mußten viele der kleineren Fabriken ihren Betrieb einstellen, und die einzige Holzindustrie, wenn man es so nennen soll, die wir gegenwärtig in Deutschland haben, beschränkt sich auf die Herstellung von Wandbrettern, den sogenannten „Stipites Laminariae“ der Pharmakopoe, die aus den getrockneten und geschälten Stämmen einer bei Helgoland häufigen Laminaria-Art, der *L. hyperborea*, gedreht werden, und die, vermöge ihrer großen Quellschichtigkeit, zur Erweiterung von Wandfugen und ähnlichen Zwecken verwendet werden. *Laminaria hyperborea* gehört übrigens zu den wenigen ausdauernden Algen, die jährlich ihr Laub wechseln, und es liegt ein eigentlicher Reiz darin, im Frühling, bei stillem Wetter, im Boote über diese submarinen Wälder dahinszufahren, wenn das alte Laub abgemäht ist und die gigantischen fächer- oder handförmigen Gebirgsformen der Laminarien im Frischsein, bei ausfallendem Sonnenlichte klar opalisierendem Gelbbraun erglänzen. Sind es doch, abgesehen von den oft außerordentlichen Formen, gerade die Farben der Lagen, die jeden überraschen, der zum erstenmal an der Meeresküste weilt, und nicht selten begegnet man einem ungläubigen Wädeln, wenn dem Vorzeichen getrockneter Algen das kalte Karminrot und das leuchtende Braun als die natürliche Färbung der Meeresalgen erklärt wird.

Sehr erhöht wird der Reiz dieser unterirdischen Wälder, Gebirge und Wälder durch die mannigfaltigen Tierformen, von denen sie belebt werden. Hier flüchtet sich in behender und durch die feilliche Fortbewegung lammlicher Gewandbeza ein Ländchen unter ein Langbühel, dort gleitet ein Seechling, belegt und zur Verteidigung entlocken, um das aus dem Laube der Meersee gebaute Nest; an einer andern Stelle leben wir den von den Eingeborenen Dappot genannten Seebären (*Cyclopterus lumpus*) träge am Boden liegen, einen durch seine ungestalteten Formen und großen Dimensionen auffälligen Fisch, der sich mit einem lauchförmigen, am Rande fächerförmigen Organ am Boden festhängt und von den Fischern vermittelt einer kurzen, mit eisernen Haken versehenen Harpune heraufgeholt wird. Er gilt als einer der trägsten Fische, dem es so sehr an Intelligenz fehlt, daß er nicht einmal sein eigenes Element kennt und bei Ebbe oft aus dem Trocknen gerät. Zur Zeit der Paarung ist das Männchen rot, das Weibchen blau gefärbt, aber nur das Fleisch des Männchens gilt bei der Bevölkerung als Leckerbissen. Schieben wir auf einigen Felsplatten den Seealg bedeckt, so werden wir hier und da durch den Anblick prachtvoller, rot- und blaustrahliger Moellen überrascht, den Tentakelstrahlen der weiß in Vertiefungen des Gesteins stehenden *Scroto* (*Actinia crassicornis*). Eine Verwandte derselben, die *Lucernaria*, wohnt auf den braunen Zwigen der Meersee, die sie mit ihrem Fuß umklammert, während die in vier von Tentakelbüscheln gekrönten Rippen ausgezogenen Glieder nach unten herabhängen. Jumeilen glüht es uns wohl auch, eine der schönen Nachtschnecken (*Doris*) zu erblicken.

Sind unsere Augen vom Spähen ermüdet, so lassen wir den Blick über die grotesken Felsbildungen gleiten, an denen die verfallene Weisheit so reich ist. In der Nähe der Nordspitze fällt uns eine etwas vorpringende Felswand durch ihre weiße Färbung aus, und näher kommend sehen wir dort Tausende von Vögeln auf den galerieförmigen Felsgehäusen dicht aneinandergedrängt sitzen oder unter betäubendem Getöse bald sich in ganzen Scharen von der Klippe ins Meer stürzen bald wieder zu ihr emporflattern. Es sind Vögel, eine nordische, zu den Allen gehörige Vogelart, die hier einen ihrer lieblichsten, in jedem Frühjahr wieder aufs neue von ihnen besetzten Brutplätze haben. Auf dem flachen Lande sehr unbehilflich, ist die Vögelin ein ziemlich gewandter Flieger und ein ausgezeichnete Schwimmer und Läufer; vor dieser Gelegenheit hat, das Berliner Aquarium zu besuchen, der verjähnte nicht, die Schwimmfähigkeiten der dortigen Helgoländer Vögel zu bewundern. Die kurzen Flügel wie große Schwimmschiffen benutzend, schiefen, rudern und hatten sie offensichtlich durch das Wasser, während ihr ganzer Körper insofern der anhängenden Luft in goldenem Glanze schimmert. Nur kurz mag noch erwähnt sein, daß Helgoland durch seine Vögelwelt einen Weltreiz genießt, da zur Zeit des Vogelzuges im Frühjahr und Herbst alle Arten von Vögeln, vom Fluge erhebt oder mit weichen Wunden kämpfend, den einheimischen Fels als Ruhepunkt zu benutzen pflegen. Zahllose Vogelarten, darunter auch einige sibirische und nordamerikanische Gattungen, wurden hier beobachtet, und dem berühmten Ornithologen Gütte, dessen Vögelammlung, wie oben erwähnt, jetzt im Nordseemuseum aufgestellt ist, gelang es auch, einige Exemplare der äußerst seltenen *Larus Rossii* zu erbeuten, die im äußersten Norden brüten, und von der größeren Scharen Ranzen zum erstenmal bei seiner Vorkostfahrt auf 86 Grad nördlicher Breite beobachtet hat.

Wer an warmen Augusttagen zur Zeit des Neumondes bei Helgoland eine Fahrt im Ruderboot unternimmt, wird auch die oft beschriebene Erscheinung des Meerleuchtens hier ganz besonders schön beobachten können. Ein kleines, infusorienartiges Tier, *Noctiluca miliaris*, das, mit dem

feinen Netz herausgeholt, wie feinfärniger Sago an der Oberfläche des Wassers schwimmt, ist die Ursache dieses Leuchtens, Flimmerns und Glühens in den uns umgebenden, von dem Ruderflügel angewirbelten Fluten.

Auf der Rede hat die Biologische Anstalt einige Hummerkästen liegen, gefüllt mit Hummern, die wissenschaftlichen Beobachtungen über Wachstum, Färbung, Ei-Abgabe und so weiter dienen. Helgoland ist bekanntlich der einzige Fischereiplatz Deutschlands, wo der Hummerfang betrieben wird; zum Fangen dienen die sogenannten Liner, glockenförmige, mit Ballast beschwerte Netze, die einen reusenförmigen Eingang besitzen und, mit Räder, meist toten Fischen, beidseitig, zwischen die Klippen gesetzt werden. Nach Angabe von Dr. Ehrenbaum werden jährlich etwa 60 bis 70 000 Stck Hummern im Wert von 50 bis 60 000 Mark gefangen, und um diese Erwerbsquelle auf ihrer Höhe zu halten, das heißt einer Ueberfischung vorzubeugen, sind von der Biologischen Anstalt eingehende Untersuchungen angestellt worden, die, abgesehen von andern Maßregeln, auch zu der Festsetzung eines Minimalmaßes von 9 Centimeter Brustpanzerlänge für den Verkauf von Hummern geführt haben.

Wollen wir uns die praktische Fischerei ansehen, für die die Anstalt mit den mannigfaltigsten Fischereigeräten ausgerüstet ist, so müssen wir den Motor auf einer seiner Ausfahrten begleiten, freilich ein Vergnügen, bei dem es für den Binnenbewohner nicht ohne den üblichen Tribut an Reptilien abzugeben pflegt. Bei solchen Fahrten pflegt nämlich die Kurze gesetzt zu werden, ein großes, am sogenannten Kurzenbaum befestigtes Netz, das auf dem Boden entlang geklopft wird und in dem sich die grubenbewohnenden Fische wie Schollen, Steinbutt, Seezungen, Kabeljau und Schellfische fangen. Während der Motor zwei bis drei Stunden in langamer Fahrt das schwere Netz nachschleppt, sind, besonders bei etwas rauher See, seine Bewegungen äußerst unruhig; um so größer ist dann aber die Freude, wenn das Netz endlich aufgefunden wird und außer einer reichen Ausbeute an Ruppischen auch zahlreiche See-Zigel, Seesterne, Schwämme, Einsiedlerkrebse, einige Intenfisher, und andre Getier heraufbringt.

Der heimlichste Beruf.

von

Ernst Buchenbach.

Einem vielgelesenen und also auch vielbenedigten Dichter ist kürzlich ein wunderliches Mißgeschick begegnet. Er hatte beim Abschied von der Sommerfrische seinen Namen in das Fremdenbuch des Gasthofs eingetragen und dabei auch seinen Beruf angegeben: „K. K. Dichter, aus Berlin“. Ein späterer Gast — vielleicht ein Kollege — empfand diese Form der Eingebung als unfreiwilligen Witz und teilte sie einer großen Zeitung mit. Die gewandte Redaktion erweiterte die Eingebung zu einem acht Zeilen langen Geschichtchen, welches den Namen des Dichters sicher erraten ließ, ohne ihn zu nennen, und auf dem Wege des Nachdrucks erstaunlich schnell von Blatt zu Blatt wanderte, so weit die deutsche Sprache kam.

In jener Zeit sah ich einmal in einem öffentlichen Lesezimmer, um die größeren Zeitungen nach einer gewissen literarischen Notiz zu durchsehen. Die Notiz fand ich nicht, aber ungefähr zehnmal sprang mir die Geschichte von dem Dichter entgegen, der sich öffentlich einen Dichter nannte. Das erste Mal hatte ich über die Geschichte gelacht; bei jedem Wiederlesen wurde sie mir unlieber, und als ich zufällig hörte, wie mein Nebenmann einen Dritten auf sie aufmerksam machte und beide darüber lachten, empfand ich das schon beinahe wie eine Beleidigung. Auf der Heimfahrt traf ich im Pferdebahnhagen einen guten Bekannten, der mir zugleich die Geschichte erzählte und die teilnehmende Frage daran schloß, ob ich denn noch immer nicht von meinem Nihilismus befreit sei? Vermutlich hatte ich es beim Zubären an der erwarteten süßigen Miene fehlen lassen. Aber als ich nach Hause kam, reichte mir meine Frau mit dem heitersten Wädeln meine Urzeitung, aus der sie jeden Mittag zuerst die Verlobungs- und Todesanzeigen und dann das übliche Vermischte herausnahm. „Da sieh einmal, wie komisch!“ sagte sie und deutete mit dem Finger auf eine Notiz. Natürlich war es die Geschichte von dem Dichter, der sich einen Dichter nannte. Ich las sie noch einmal und erbeudete einen Weiterleitungsdruck; denn wenn man es sogar als Flug empfindet, mit den Wölfen zu heulen, so halte ich es geradezu für unmoralisch, seiner lachenden Frau nicht lachen zu helfen. Und erst nach Tisch, als ich allein in meinem Arbeitszimmer saß, that ich Buße für meine Heuchelei, indem ich mir klar zu machen suchte, was denn überhaupt an jener Anrede lächerlich sei.

Diese Frage möchte ich an alle Leser weitergeben, die das Geschichtchen seiner Zeit mitgelesen und mitbedacht haben. Die Antwort wäre leicht, wenn jene Inschrift der Annahme eines eiteln Menschen entsprungen wäre, der sich um einiger nachempfindender Verse willen für einen Dichter hält. Derartigen Leuten gegenüber, die sich mit einem „Wir Dichter“ von der übrigen Menschheit stolz ausnehmen, ist das Lachen sehr begreiflich und berechtigt. Aber

so liegt die Sache nicht. Es handelt sich um einen Mann, der getrost mit Heine von sich sagen könnte:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Belohnt im deutschen Land;
Nun! man die schön Ramma,
So wird auch der meine genannt.“

Auch wo er uns nicht zu seinen Ansichten befehrt, überzeugt er uns doch von seinem dichterischen Verstande. Obendrein war es den meisten oder doch vielen von uns bekannt, daß jener Mann auch im „gemeinlichen“ Sinne keinen andern Beruf ausübt; er ist lediglich als Dichter thätig und hat keine „Erwerbsquelle“ außer seinen Dichtungen. Seine Antwort auf die neugierige Frage des Fremdenbuches nach „Stand oder Beruf“ entsprach demnach vollkommen der Wahrheit. Aber sie widerspricht dem Herkommen, und ausschließlich in diesem Widerspruch lag der komische Reiz, der sie allen künftigen Rekruten als Beitrag zur Erheiterung ihrer Fete willkommen machte. Wäre der Mann Maler, Bildhauer oder Architekt, so würde niemand in der Angabe der künstlerischen Berufstätigkeit etwas Ueberflüssiges gefunden haben. Für den Dichter aber ist das antike Insignis vorgezeichnet. Man setzt voraus, daß er seinen Beruf selbst dann, wenn es auch kein einziger Erwerb ist, ebenso wenig aufspreche, wie man ihn auf diesen Beruf anspricht. Vor einigen Jahren brachte ein antikes Blatt zwei Ordensverleihungen für künstlerische Verdienste, an einen berühmten norddeutschen Dichter und einen berühmten Maler; der erstere wurde einfach als „Professor K.“ bezeichnet, der andere als „Historienmaler P., Professor an der Akademie in . . .“

Es wäre thöricht, wenn jemand in dieser Unterbrechung eine Zurückführung der Dichtkunst hinter den dortstehenden Rängen sehen wollte. Andererseits wird es ebenso irrig, hier im Sprachgebrauch eine bemusste Fälschung des Volksempfindens für die ideale Stellung des Dichters zu wittern, der auf der Menschheit thronen handelt und die Güter dieser Erde gern entbehrt, weil er bei Vater Zeus offenen Zutritt hat. Für das Empfinden der Menge hängt der Wert jedes irdischen Berufes — auch des dichterischen — ganz gleichmäßig von dem Grade materieller Vorteile ab, der er seinen begabten Anhänger gewährt. Einer der genügsamsten und weitsündigsten Dichter unserer Zeit, Hans Hoffmann, hat das in einem heitern Gedicht sehr lächelnd ausgeführt. Er schildert seinen Besuch bei einem millionenschweren Zirkonfabrikanten, der ihm mit einer gewissen herablassenden Freundlichkeit guten Ratschlägen und immerhin rauchbare Zigaretten vorsetzt und schließlich auch so beläufig mal fragt, was denn das Dichten wohl einbringe? „Ach, nicht viel“, sagt der Dichter, der seinen Mann kennt, „zehntausend Thaler bringt so ein Pöndchen, und ich würde im Durchschnitt nur zwei Pöndchen jährlich!“ Da macht der Hausherr große Augen; sein Benehmen wird ebenfalls unglücklich, Johann muß Eilt und Importierte bringen, und

Die Beside hat heiter
Einen schmerzlichen Besunderer nicht!

Es hat also nicht mit einer „idealen“ Abschätzung der Künste untereinander zu thun, wenn wir die künstlerischen Berufsbezeichnungen „Maler“, „Bildhauer“, „Architekt“ unbedenklich hören und gebrauchen, den „Dichter“ aber als ungebührlich bis zum Rannichen empfinden. Ganz deutlich bezeugt uns dies ein weiterer Blick auf die Verdinglichung unserer Zeit, die Kunst. Der Künstler ist heutzutage ohne Zweifel der meistbegehrte und überall willkommen unter den Künstlern. Auch erweist sich das Wort „Künstler“ als Berufsname ebenbürtig der antiken Anmerkungen wie „Maler“, „Bildhauer“ und so weiter. Diejenigen aber, denen es in aller Ehren zukommt, bedienen sich keiner nur als eines Notbehelfs, den sie sobald als möglich mit etwas Besseren zu vertauschen streben; und dies Bessere finden sie durchweg in irgend einem Titel, der auf den wirksamen oder nominellen Besitz eines gewissen „festen Postens“ hindeutet, wozüglich in Diensten eines Hofes, einer Stadtgemeinde oder einer großen Anstalt: „Kapellmeister“, „Musikdirektor“, „Violonist“, „Königlicher Kammerdiener“ und so weiter. Es ist gewiß eine seltsame Erscheinung selbst innerhalb unserer theilweisen Nation, daß die Vertreter einer freien Kunst und gerade die freiesten unter ihnen, die reisenden Virtuosen, die Anerkennung ihrer Meisterhaftigkeit in irgend einer Bezeichnung suchen, die sie im Grunde wieder zu gebundenen Leuten macht. Ja, selbst das Berufswort „Künstler“ wird für den, der es in Ermangelung eines Titels führt, nur eben dadurch erträglich, daß es doch wieder einen gewissen Hinweis auf eine feste bürgerliche Stellung durchdröhren läßt; wer diese Stellung nicht hat, ist ein „Kunstler“, aber kein „Künstler“.

Gerade von diesem Punkte aus eröffnet sich uns der Weg, der von den bisher berührten ideenreichen Launen des heutigen Sprachgebrauchs in die Vergangenheit zurückführt. Die heutige Praxis der Künstler im Punkte der Berufsangabe ist nicht etwa ein Ausfluß der allgemeinen Titeljagd, sondern sie entspricht ganz genau einer Auffassung, die das deutsche Bürgerthum bis tief in die Neuzeit hinein völlig beherrschte und auch jetzt noch nachwirkt: der Auffassung von der zünftigen Ehrbarkeit. Unter dem unbewussten Namen dieser rechtlich längst beseitigten Anschauung gilt uns noch

heute eine Kunst um so eher als Beruf, je länger und inniger ihre gewerbmäßige Ausübung dem zünftigen Handwerk gleichgestellt war, ihre Vertreter den ehrbaren Handwerksmeistern gleich geachtet waren.

Für Architekten, Bildhauer und Maler ist diese Gleichstellung so auch sprachlich noch ganz deutlich vorhanden. In vielen Gegenden Deutschlands heißt man den neuen Gelantisten eines Hauses nicht beim Meister Anstreicher, sondern beim Malermeister, was dann neuerdings in denselben Gegenden die Herren von der Palette, zumal die jüngeren, verleiht hat, sich mit dem seltsamen Namen „Kunstmaler“ zu bezeichnen. Auch die Namen Bildhauer, Architekt oder Baumeister und so weiter sind noch ganz geläufig für Handwerker, deren Können und Willen keineswegs auf das Schöpfen plastischer und architektonischer Kunstwerke zielt. Trotzdem haben die Schöpfer unserer modernen Denkmäler und Prachtbauten bis jetzt nicht daran gedacht, sich nach dem Vorgang der „Kunstmaler“ etwa als Kunstbaumeister, Kunstbildhauer oder Kunstgießer vorzustellen, und daran thun sie sehr wohl. Zudem ließe es ihren Werken überlassen, von ihrer Künstlerkraft zu zeugen, bleiben sie in einer Linie mit ihren großen Vorgängern, welche den Dem zu Köln und das Sebaldisgrab zu Nürnberg schufen und dabei doch ehrsame Juristenmeister blieben so gut wie der Meister Stephan Lochner und der Meister Albrecht Dürer. Wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes nach hat diese Anschauung, welche den bürgerlichen selbständigen Künstler genau auf dieselbe soziale Stufe rückt und derselben Generalordnung unterordnet wie den Meister Bäcker und Schuhmacher, noch ziemlich weit in die neue Zeit hinein geherrscht. Keineswegs drückt sich in dieser Anschauung eine misshaltende und niedersiehende Meinung von der Kunst aus, vielmehr entsprach sie einfach den Grundtatsachen; denn die Kunst war ja erst allmählich aus dem Handwerk heraus erwachsen, und so verstand sie sich für die bürgerliche Verfassungsart auch späterhin ganz von selbst, daß zum Beispiel der Meister Maler auf jeden Fall vor allem sein ursprüngliches Handwerk zu betreiben wußte. Dabei blieb es ihm unbenommen, die allerhöchsten Kräfte zu malen und die begabtesten unter seinen Gesellen und Lehrlingen zu gleicher Höhe heranzubilden, aber ein „Meister seiner Kunst“ war er von Haus aus dadurch, daß er auch die handwerksmäßigen Leistungen — auf neudeutsch: die Anstreicherarbeiten — sein und zunftgerecht, mit frühlicher Hingabe auszuführen und zu lehren vermochte. Es gehört nicht hierher, zu bedenken, wie diese Fortsetzung der handwerksmäßigen Fertigkeit auf die Entfaltung der Kunst selber im Guten und Bösen gewirkt haben mag. Auf die seelische Entfaltung und Zufriedenheit der einzelnen Künstler wird sie veranlaßt zumal in der späteren Zeit, wo der Zunftgeist in den deutschen Städten greulich, mütterlich und nettlich gemordet war, oftmals sehr furchtbar gewirkt haben. Aber selbst in solchen Fällen mußte sich der Künstler bei ruhiger Ueberlegung verhalten, daß doch eben in diesen engen Formen der Kunst auch seine und seiner Berufsgenossen ganze rechtliche Stellung, ihr völlig anerkannter Anspruch auf alle Ehren und Rechte eines „ehelichen Bürgers“ beschlossen war. Das zünftige Bürgerrecht einer deutschen Stadt am Ausgange des Mittelalters war ungefähr wie die Stadt selber, sehr sorgsam beschützt, manchmal eng und winzlig, aber bei alledem sicher und im ganzen je begünstigt. Kaufmann, Malerei und Bildnerei mit all ihren kleinen Seitenverwandten saßen von alters her denken; der Mühl gelang es ab und zu, einige von ihren Zünften auf Schleichwegen hineinzubringen; wer aber gar aus dem Dichten offenkundig seinen Brotverdiener machte, der mußte draußen bleiben.

Um das zu verstehen, müssen wir mit unsrer Erinnerung noch eine Strecke weiter zurückgehen, zu den Spielteuten und den ritterlichen Sängern. Der fahrende Spielmann des eigentlichen Mittelalters war bekanntlich Dichter und Musiker zugleich; er erkam zum Teil auch die Rolle des Liedes, das er selber vortrag und mit einer veranlaßt mit sehr dürftigen Instrumentalbegleitung auf seiner Geige oder Laute ausströmte. Damit verdiente er, von Ort zu Ort ziehend, sein tägliches Brot. Es war in alledem noch nichts Ehrenträges; aber der Gesinnung der Zeit verlangte von dem fahrenden Manne auch noch andre Kräfte, die heutzutage der Virtuosenwelt zu treiben pflegt, und indem er sich auch hierzu begab, wurde der Spielmann ein unehelicher Mann, da nach dem strengen altdeutschen Ehrbegriff jeder seine Ehre verlor, der sich auf solche Weise für Geld zur Schau stellt. Wie das zu gehen pflegt, übertrug sich der Mangel auch auf die minder ansehnlichen Leistungen des Spielmanns, und schließlich erlitten jeder unehelich, der umherzog, um für Geld zu musizieren und zu singen, auch wenn er seine Puppentheater dazwischen schlug und seinen Schalernack mit sich treiben ließ. Eine ganz andre Würdigung verlangte und fanden natürlich die ritterlichen Dichter und Sängere. Zwar waren auch sie zum Teil für stinkenden Lohn nicht unempfindlich, und zum Teil pflegten sie herabzuwinken unter ihnen, Herr Wallther von der Vogelweide, wie es seinen fürstlichen Gönnern mit großen Nachdruck nahelegen, daß es weit sei, sich die Kunst eines einfaches Dichters mit milden Gaben zu erhalten. Immer aber empfand jene Zeit einen starken Unterschied zwischen einer solchen Hinderleistung aus ritterlichen Hände und dem

berufsmäßigen Trinkgelbmann des niedrigeren fahrenden Spielmanns, und im ganzen gestaltete sich für die öffentliche Meinung das Verhältnis der ritterlichen Kunst zu der des fahrenden ungefähr so, wie für unser Empfinden der vornehme „Dorrenreiter“ zum Kammerreiter. Als dann das Rittertum von seiner gesellschaftlichen Herrschaftstellung herabgehunken war und das demokratische Bürgertum zur Mächtig kam, trat gleichsam an die Stelle des ritterlichen Künstlers der bürgerliche Meisterfinger — auch dieser noch Dichter, Komponist und Sänger in einer Person und ebenso geachtet wie jener. Der fahrende Spielmann aber, der die Kunst nicht als „Amateur“, sondern als Brotverdiener trieb, wurde unmöglich immer unehelicher, da das behäbige Bürgertum sich zu allen Zeiten noch viel schwerer von der Verührung mit allen solchen unehelichen Figuren der Gesellschaft zurückhielt als die feudale Geburtsaristokratie. Mehr und mehr jedoch drängte sich das Bedürfnis auf, wenigstens eine von jenen Kunstleistungen, die in dem weiten Kreise der Spielmannstätigkeit befristet lagen, auch von „ehelichen“ und schließlich Keuten vertreten zu sehen: nämlich die Instrumentalmusik. So gelang es manchen tüchtigen Musikanten, in den Verbänden des ehelichen Bürgertums einzuschließen, indem sie von städtischen Magistraten, auch wohl von fürstlichen Höfen zur Ausübung ihrer Kunst privilegiert



Nach einer photoz. Aufnahme von X. Wied in Wien. Eugen Rüffy, der Schweizerische Bundespräsident für 1908.

und damit aus fahrenden Keuten ansehnliche Meister wurden. Sie durften Gesellen und Lehrlinge annehmen und pflanzten sich überhaupt der üblichen zunftmäßigen Art des Betriebes nach Kräfte an. Immerhin blieben sie in den Augen des gewerbliehen Bürgertums etwas Fremdes, da sie nicht wie die Maler und Bildner, die Paulette und so weiter von Haus aus ein gewerbmäßiges Handwerk trieben, sondern nur angeheilt waren, um bei Hochzeiten, Aufzügen und so weiter „nach der Kunst zu spielen“. Daher nannte man sie „Kunstspieler“, was also gerade kein glanzvolles Vorwort für unsere „Kunstmaler“ ist.

Angleich zahlreicher als diese ehelichen Musiker blieb natürlich die Menge der fahrenden Spielteute, zu denen das Vorwort des ehelichen Bürgertums alles rechnete, was irgendwas für Geld „auftritt“; unter andern auch die Schauspieler. Alle diese Leute galten als „unehelich“ und blieben es bis tief ins 18. Jahrhundert; ganz besonders hart aber trat die Misshandlung der Berufsbesitzer des Spielmanns im engeren Sinne, die sogenannten Sängere und Reimprediger, welche fortwährend, teils fremde, teils eigne Gedichte auf Märkten und Gassen zu „singen und sagen“. In einer Reichspolizei-Ordnung des 16. Jahrhunderts werden diese unglücklichen Berufsbesitzer und -sänger, denen wir vielleicht eine Menge unserer identischen sogenannten Volkstheater verdanken, geradezu den „Schalksnarren“ gleichgestellt. Für sie gab es gar keine Aussicht, ein ehrliches Pöbelchen in ihren Fach zu bekommen; denn wenn sich auch das deutsche Bürgertum von andern Keuten etwas pfeifen und heimgaengen ließ, seinen Hebari an Pöbeln dachte es auf dem Wege des dilettantischen Nebenbetriebs selber. Zwar die Handwerksmeister verachteten das Dichten und Singen allmählich, dafür aber nahm das bürgerliche Gelehrtentum, wenn auch nicht das Singen, doch das Dichten auf sich und hat es im Grunde bis zu Anfang unseres Jahrhunderts fast ausschließlich gepflegt. Gelehrte waren die elendlichen Verwahrer, die in der Zeit unserer tiefsten nationalen Erhöhung, zwischen dem dreißigjährigen und dem ersten schließlichen Kriege, den deutschen Varnagel mit Pappeln be-

pflanzten, und zu den „gelehrten Ständen“ gehörten wiederum auch die großen Dichter, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an unsere literarische Kultur schufen. Wenn irgendwas, so dürfen wir bei den letztern von „dichterischem Beruf“ sprechen; für einige unter ihnen, so für Schiller in seiner letzten fruchtbarsten Zeit, war es auch im wirtschaftlichen Sinne der einzige „Beruf“; aber weder sie noch ihre begeisterten Verehrer im deutschen Bürgertum ihrer Zeit würden es begriffen haben, daß einer auf die Polizeifrage: „Was sind Sie?“ ernsthaft und ehelich antwortete: „Dichter“.

Längst überwundene Kulturzustände beeinflussten, wenn sie unserer Vorstellungswelt entrückt sind, noch immer unbewußterweise unsere Sprache. Daß ein hervorragender Maler ebenso wie ein Anstreicher seinen Beruf eben als „Maler“ ansieht, erhebt sich ganz selbstverständlich, obgleich es immer schon zwei Jahrhunderte und darüber her ist, daß sich die Kunst auch formell vom Handwerk ablöste. Der Musiker stellt sich am liebsten unter irgend einem Titel vor, der ihm das Ansehen eines „Angehörigen“ oder gar eines fürstlichen Hofbesoldeten giebt — ganz als ob wir noch in jenen Zeiten lebten, wo eben eine solche mißliche oder stilltätige Anstellung den „ehelichen“ Musikanten aus der Menge der unehelichen Spielteute heraus hob. Daß aber ein Dichter, der feinert ihr Amt noch Stelle bestrickt und völlig von seinem Dichten wie für sein Dichten lebt, auf die Frage nach seinem Beruf antwortet: „Ich bin Dichter“, — das geht uns wider die Haare, weil sich unter Vorläufen von den Zeiten der Meisterfinger bis vor ungefähr hundert Jahren unter einem anständigen Dichten eben nur einen Mann aus der guten Gesellschaft denken konnten, der in den freien Stunden seines „eigentlichen“ Berufes — zu seinem Vergnügen dichtet.

Und nun kommt allerdings, wenigstens für das Empfinden der minder Gebildeten, noch etwas hinzu, was die Vorstellung eines dichterischen Berufes überhaupt so erschwert: das Dichten ist der — heimlichste Beruf. Den Maler sieht man doch malen, den Musiker spielen und so weiter, aber wo sieht man so einen Dichter einmal dichten? Man sieht ihn vielleicht spazieren gehen, man sieht ihn auf dem Sofa sitzen, man sieht ihn vielleicht sogar einmal schreiben; was hat das aber alles mit dem Dichten zu thun? Für die Vorstellung der kleinen Leute liegt da ein unersägliches Mädel, und die Köhnenverdienste, die man gelegentlich belaudet, sind sehr lehrreich. Durchgehends aber liegt ihnen eine Ansicht zu Grunde: wer dichten kann, der muß schließlich viel „studiert“ haben. Oder wie mir einmal ein junger Bauer sagte, der in meinem Zimmer den Namen Goethe unter einem Vorfall las: „Das ist der berühmteste Dichter, nicht wahr? Ah, wenn ich dem seine Kennntnisse hätte!“ Ich weiß nicht, ob er vorhatte, in diesem Falle auch so zu dichten wie Goethe; aber jedenfalls war er abergenst, daß mit dem Besitze der „Kenntnisse“ die Hauptfache gewonnen sei. Wahrscheinlich klingt auch in dieser volkstümlichen Anschauung wieder eine unbewußte kulturgeschichtliche Erinnerung nach — an jene Zeiten des vorzogen und selbst noch des vorigen Jahrhunderts, wo der Dichter wirklich von allem „gelehrt“ schreiben mußte und an den deutschen Universitäten der Titel „Professor der Poetik und Eloquenz“, der jetzt noch einigen ordentlichen Professoren der klassischen Philologie von Romis wegen anhängt, ganz wörtlich gemeint war. Pflegen doch auch die gebildeten Leute, besonders die Damen, jenen Dichter, der „sonst nichts ist“, als „Herr Doktor“ anzureden. Also „wissenschaftliche Bildung“ muß man haben — das Dichten geht dann nachher von selber, ohne daß die andern es merken. Es ist eben der heimlichste Beruf — und auch darum finden wir es „sondlich“, sich in einem Fremdenbuch oder in andern öffentlichen Orten ohne Ehre zu ihm zu bekennen.

Su unsern Bildern.

Eugen Rüffy, der neue Schweizerische Bundespräsident, ist am 2. August 1854 zu Banerette bei Lutry im Kanton Waadt geboren. Durch gründliche Studien in Lausanne, Heidelberg, Leipzig und Paris vorgebildet, trat er schon in jungen Jahren in die Öffentlichkeit; bereits 1885, also erst 31 Jahre alt, präsierte er dem waldstädtischen Grossen Rat, 1889 dem Schweizerischen Nationalrat. Am Dezember 1893 in den Bundesrat gewählt, leitete er zunächst das Justizdepartement, sodann dasjenige des Innern, und jetzt mit einer an Einmütigkeit grenzenden Mehrheit zum Bundespräsidenten ernannt, ist er zugleich mit der Leitung der äußeren Angelegenheiten betraut. Die Parandole, ein malteer provenzalischer Kunstanz, leitet nach der Legende ihre Entstehung von seinem Geringeren als Hebräer her, dem heldenhafteu Besieger des Minotauros. Die Bindungen, in denen er, dem Ariadne-fäden folgend, sich durch das sonst unentwirrbare Labyrinth bewegt, sollen das ursprüngliche Vorbild des Tanzes gewesen sein. Wenn man auch der Sage keinen Glauben schenkt, so ist jedenfalls die Parandole, mit dem nötigen Geschick und Feuer von den klugen, jungen Paaren auszuführen, ein sehr anmutiger Tanz, in dem das heitere provenzalische Temperament zu fröhlichem Ausdruck gelangt. Das Gemälde, ein Werk des spanischen Malers G. Garrido, war eine Gabe des Pariser Salons von 1897.

Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird freizeichlich gestattet. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schöner in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — ohne Personenangabe — zu rufen.

Reber Land und Meer

№ 18.

— Aus Zeit und Leben. —



Die Kommandanten der Schulschiffe begaben sich an Land.



Landungsbrücke und Oberkassanatz in Port-au-Prince.



Empfang des diplomatischen Corps an Bord S. M. S. „Charlotte“.



Guianische Grenzwache vor dem Palais des Präsidenten.



Auffahrt der Kommandeure der beiden Schulschiffe bei dem Präsidenten von Haiti.



Ostel und Gräfin Schuerin mit Marine-Offizieren vor ihrer Villa in Port-au-Prince.

Die deutsche Aktion auf Haiti. Nach Momentaufnahmen von R. Schneider, Marinepfarrer auf S. M. S. „Charlotte“. (Fort siehe Seite 287.)

1898 (Bd. 79).

April 22 Nummern = 11.

... können wir
... Die ja bei
... je nach ihrer
... manchen Güll-
... in unsem
... das Geschäft
... erlangen heißt
... in vertritt
... bestell. Das
... lang 24. 1.80.
... in Domburg G.
... Dr. Blau-
... rich in Rlog.
... Rine Weygand.
... Gebühren
... die
... waltene
... in-Beite
... absonderung.
... a. S., Dem-
... entberg, Beng.
... e Dauer
... machen.
... ng der
... vordenen
... S
... M
... Res
... Wachen An-
... Burgfeld-
... handl. gratis.
... (Kauflich
... unseindlich.
... te Mittel ist
... der Schwind-
... den Leugner
... unnen, dessen
... e Aerzte und
... 10 und 22. 50
... Fabrikanten
... Sachsen.
... franko.
... deren Namen
... en.
... Zu haben in den meisten Conditoren, Colonial-
... Kaffeehäusern und Drogeriewerkstätten.
... THE
... AMBARD
... Stuttgart.
... a. M.

Schach. (Fortsetzung von E. Schöffers.)

Partie Nr. 7.

Gespielt im internationalen Wirtshaus in Berlin am 21. September 1897.

Damenbauernspiel.

Weiß: H. Charonlet (Schachsp.)

Schwarz: D. Eichling (Schachsp. bei Götze).

Table with 4 columns: Weiß, Schwarz, Weiß, Schwarz. It contains algebraic notation for a chess game, such as 1. d2-d4, 2. e2-e3, 3. Sg1-f3, etc.

1) e5-e4 wird hier empfohlen, ist jedoch von zweifelhaftem Werte. Und scheint der Zeitung gut genug.

2) Diese Partie kann wohl so verläuft noch, vorzuziehen halten, als er vorgebrach. d5-e4 mit nachfolgendem Turmenauszug verleiht dem Schwarz.

3) Damit leitet Weiß einen nachlässigen Angriff ein.

4) Bei 13. Lg5-e7 T8-e8 16. Lc7-d6 kommt nicht brennt.

5) Beigang der Stellung 17. Sg3xd4, ermöglicht aber einen starken Angriff auf den König. Wichtig war doch Sd7-e5 vorgezogen.

6) Auf Sd7-f8 kommt jetzt 18. Dd1-b5 g7-g6! 19. Dh5-b5 Lg8-e7 (bezügliche Lg8-f8 20. Ld3-e4 Tg8-e7 21. g2-g4 nebst 22. Sg3-e4 23. Ld4-g5 Sg3-g4 22. Dh6-b4 Dd8-b5 23. Ld2-b3 Sg4-g5 24. Lg5-f6 h7-h5 25. Dh4-g5 Kg8-h7 26. Sd4-d3 27. Sd3-e4 bis Folge hin.

7) Falls Kg8-h7, so gleichfalls 20. Lh7-e4, 21. Sg3xf7, Sg5xf7 21. Lh7-g6 Tg8-e8 22. Lg5xf7 Dd8-f9, bezügliche 21. Telxg5 Dd8xe8 22. Lh7-g6 Kh8-g5 zum Vorteil für Schwarz, nachlässig.

8) Wäher gut mehr 20. Lf7xe8 Dd8xe8 21. Dh5xe5 22. Telxg5 Telxg5 22. Telxg5 Dd8xe8 23. Telxg5 24. Telxg5 g7-g6 25. Lh7xe8 f7xe5 26. Telxg5 Tg8-e8.

9) Sd7-e4 ist 21. Lc7xe8 h7xe8 22. Lf7xe8 Dd8xe8 23. Dh5xe5 24. Lg5xf7 Lc7xe8, 25. Ld4-g5 Lc7xe8, 26. Ld3-e4 Lc7xe8, 27. Ld4-g5 Lc7xe8, 28. Ld3-e4 Lc7xe8, 29. Ld4-g5 Lc7xe8, 30. Ld3-e4 Lc7xe8, 31. Ld4-g5 Lc7xe8, 32. Ld3-e4 Lc7xe8, 33. Ld4-g5 Lc7xe8, 34. Ld3-e4 Lc7xe8, 35. Ld4-g5 Lc7xe8, 36. Ld3-e4 Lc7xe8, 37. Ld4-g5 Lc7xe8, 38. Ld3-e4 Lc7xe8, 39. Ld4-g5 Lc7xe8, 40. Ld3-e4 Lc7xe8, 41. Ld4-g5 Lc7xe8, 42. Ld3-e4 Lc7xe8, 43. Ld4-g5 Lc7xe8, 44. Ld3-e4 Lc7xe8, 45. Ld4-g5 Lc7xe8, 46. Ld3-e4 Lc7xe8, 47. Ld4-g5 Lc7xe8, 48. Ld3-e4 Lc7xe8, 49. Ld4-g5 Lc7xe8, 50. Ld3-e4 Lc7xe8.

10) Sehr schön mit Kc7-d6.

11) 21. Ld3xe8 Sd7-e4 22. g2-g4 Lc7xe8 23. Kc1-f1 Tg8-g5 wird für Weiß sehr passiv, und 28. Kc1-h1 Sg3-e4 29. Lb4xd4 Tg7-g6 30. Telxg5 Tg8-e8 im Vorteil mindestens zweifelhaft.

12) Bei Sd7-e4 28. g2-g4 29. Lg5xf7 Tg8-g5 30. Sd3-d2 Tg8-g7 31. Kc1-f1 Ld3-g4 32. Kf1-e2 Weib gleichfalls im Vorteil.

13) Nach der verhängnisvollen Wäher erzwingt Weib nun den Gewinn.

14) Sehr feil der Käufer für Angriff und Gewinn am besten.

15) Falls jetzt d4-d5, so nicht ohne 51. Kh4-g5 wegen Ld1:h5, wohl aber einisch 51. Lc7-b4 nebst 52. Lb4-c5.

16) Nach der verhängnisvollen Wäher erzwingt Weib nun den Gewinn.

17) Sehr schön mit Kc7-d6.

18) Nach der verhängnisvollen Wäher erzwingt Weib nun den Gewinn.

Worträtsel. Gernoch ist es nicht selten, und mit Gefahren verbunden. Oder ein lustiger Schall findet Vergnügen daran. R. Ed.

Dichter-Verdichtbrieffel. S t i e l e r M o e r i k e B u e r g e r K e d w i t z H e r w e g h G u t z k o w L e s s i n g W i e l a n d

Worträtsel. Obenstehende Namen sind so zu verdichten (in gleicher Ordnung), daß eine Sententze den Namen eines weltlichen Dichters ergibt.

Knittelreel. Händiger Schüler des Meisters, der ihm der liberale Führer, Dachtet sein Name als Stern glanzvoll am Himmel der Kunst. Wenderbar ist's ihm gelungen, dem Soziale die Wahrheit

Schachbriefwechsel.

Dr. Th. Ed. in Schaffhausen. Die allerhöchste Gehaltung der Aufgabe, die wir in diesem Schreiben, gefüllt sind und recht gut - allerdings bis auf das Schließen im ersten Satz, das ich inoffiziell kaum vermeiden lassen will, ohne andere wichtige Änderungen zu berücksichtigen. Die Aufgabe ist einwilligen zum gelegentlichen Absicht zurück.

R. Ed. in Zollikon. Bei Ihrem Vorschlag zu Nr. 6 überlassen Sie, daß im 3. Satz der Antwort König nach g4 rennend. Ihre Ihre freundlichen Wünsche verbleibe ich dank.

Dr. Th. Ed. in Schaffhausen. Ich bin sehr dankbar für die Zusendung von 6, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100.

Anfänger der Rästelgaben in Nr. 10: Das Worträtsel: Epik - Cith. Das Silbenrätsel: Erhaben.

Bis heute wurden bestellt von 2831 Einfernern 4500 Dutzend in Summa 54000 Stück.

Stuttgart, den 13. Januar 1898, Redaktions 121223. abends 6 Uhr.

Ueber Land und Meer Photographien

für „Ueber Land und Meer“-Abonnenten. Um zeitraubende Korrespondenzen zu vermeiden, bitten wir, den Photographien, denen eine Jahreszahl 1893, 1894, 1895, 1896, 1897 oder 1898 aufgedruckt oder eingepreßt ist, die Erklärung seitens des Besitzers beizufügen, daß das Recht der Vervielfältigung dem Photographen nicht ausdrücklich übertragen wurde.

Unser Angebot erstreckt sich auf die Dauer des ganzen laufenden Jahres. Auch neu eingetretene Abonnenten können deshalb den ausgiebigen Gebrauch davon machen. Besonders den Teilnehmern an den bevorstehenden Kostümfesten, Maskeraden u. a. bietet sich hier Gelegenheit zur Vervielfältigung und Austausch ihrer Photographien zu bisher unerreicht billigen Preise. Die Vortrefflichkeit unserer Photographien ist inzwischen anerkannt.

Eine bewährte Vermittlung

zwischen Angebot und Nachfrage ist das Zeitungs-inferat. Für Jedermann, mag er nun Industrieller oder Kaufmann, mag er Landwirth oder Handwerker sein, mag er einem wissenschaftlichen oder einem künstlerischen Beruf dienen, ist es zur Erreichung der verschiedenartigsten Zwecke unentbehrlich. Die wachsende Konkurrenz auf allen Gebieten, die zunehmende Entwicklung von Handel und Gewerbe, vor allem aber der mächtige Sturz nach den großen Städten, haben eine vollkommene Verschiebung aller Verhältnisse des Erwerbslebens herbeigeführt und dadurch der Presse die Vermittlerrolle zwischen Angebot und Nachfrage zu gewiesen. Die Bedürfnisse des täglichen Verkehrs, wie Personal- und Stellengesuche, Kauf-, Pacht-, Mieths-Gesuche und Angebote, Betheiligungskapital-, Hypotheken-Gesuche und Angebote, werden durch den Anzeigenthel der Blätter auf die bequeme, schnellste und billigste Art befriedigt. Mit derartigen Anzeigen ist aber der Augen und die Bedeutung der Annonce nicht erschöpft. Das Zeitungsinferat ist vor allen Dingen ein bewährter Vermittler zwischen Käufer und Verkäufer, zwischen Konsument und Produzent; mit einem Worte: in der geschäftlichen Empfehlungsanzeige, deren richtiger Anwendung ungenügende öffentliche Etablissements ihre heutige Bedeutung verdanken, liegt der Schwerpunkt. Erst in den letzten Jahren hat sich die Erkenntnis,

daß jeder Geschäftsmann inferiren muß, allgemein Bahn gebrochen, während früher alteingesessene Firmen glaubten, der Neklame gänzlich entzathen zu können. Für den aufstrebenden Kaufmann ist in dem lebhaften Konkurrenzkampf der Jetztzeit die Zeitungs-Klame erst recht nicht zu entbehren. Es kommt aber nicht nur darauf an, daß annoncirt wird, sondern auch, wie annoncirt wird, d. h. in welchen und wie viel Blättern, wie oft, in welchen Zwischenräumen; wie muß die Anzeige abgefaßt, wie muß sie ausgestattet sein, um zu wirken? Alle diese Fragen haben Einfluß auf den Erfolg der Inzerationen, und man thut gut, um kein Geld nicht nutzlos auszugeben, sich hierüber bei einer leistungsfähigen Annoncen-Expedition Rath zu holen. Eine solche, in jeder Beziehung zuverlässige Ratherrtheilung erhält Jedermann bereitwillig in der an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes vertretenen Annoncen-Expedition RUDOLF MOSSE. - Der große „Zeitungs-Katalog und Inzerations-Kalender für 1898“ der Annoncen-Expedition Rudolf Mosse ist jedoch erschienen und an alle größeren Inzerationen zum Versandt gelangt; desgleichen der „Kalender nebst Zeitungs-Vergleich und Inzerations-Tarif pro 1898“, der allen Inzerationisten kostenfrei zur Verfügung gestellt wird.

Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau SW. Staatlich concessionirt. Rückgratverkrümmungen, Gelenk-Entzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Hüftleiden, Rückenmarksleiden etc. werden mit Erfolg unter Anwendung von für den einzelnen Fall construirten mechanischen Apparaten behandelt, ohne dass Patient zu Bett liegen muss. Gymnastik an Dr. Zander-Apparaten, schwedische Massage, Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens. Illustrirte Prospekte in mehreren Sprachen frei. Electriche Massage. Untersuchung mittels Röntgenstrahlen.

AECHTES EAU DE QUININE. BRENNABOR Räder. ED. PINAUD PARIS. Magere. GAEDKE'S CACAO. nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt ist anerkannt als der bekümmlichste von allen und daher von ärztlichen Autoritäten besonders empfohlen. Garantie für Echtheit nur in Original-Packungen: 8 Kronen 2 Kronen 1 Krone Mk. 2.80, Mk. 2.40, Mk. 2.- per 1/2 Kilo-Packung. Ueberall käuflich. Fabrikant: P.W. GAEDKE, Hamburg.

M Vorbildungsanstalt für Militär & Marine verbunden mit Pensionat. Stuttgart, Hasenbergstraße No. 5. Dirigent: Ose. Hanko. Einzig. Franz. Ingenieur-Institut. a. D.